

U. Univ.-Bibl.  
Frankfurt/Main

259 2009

# DISKUS

NACHRICHTENBLATT DER  
VEREINIGUNG VON  
FREUNDEN U. FÖRDERERN  
DER JOHANN WOLFGANG  
GOETHE-UNIVERSITÄT  
FRANKFURT AM MAIN E. V.

## FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

6. Jahrgang — Heft 10 Preis 10 Pfg.

Dezember 1956

Verlagsort Frankfurt a. M.



### Berliner Finale

Wäre der überraschende Rücktritt des Vorstandes des Verbandes Deutscher Studentenschaften auf der Berliner Delegiertenkonferenz nur ein Zeichen persönlicher Rivalitäten in der Führungsschicht der Deutschen Studentenschaft?

#### Entartete Wahlen

In den Bundesländern Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Hessen gingen Ende Oktober 18 Millionen Stimmberechtigte zur Wahlurne. Sie wählten die Mitglieder kommunaler Verwaltungen, die in der Reihe demokratischer Institutionen an unterster Stelle stehen. Mehr: „Sie gaben gleichzeitig ein Urteil über die Bundespolitik ab“, sagen die Parteien. Nie zuvor ist die Bedeutung und der Inhalt demokratischer Wahlen in unserem Staat so verkehrt und unzulässig erweitert worden wie anlässlich dieser Kommunalwahlen. Wir sind es gewöhnt, daß jede Partei Wahlergebnisse als für sich günstig interpretiert.

Diese ideologische Taktik hat eine Steigerung erfahren. Man verstieg sich dazu, die Gemeindewahlen als Miniatur-Bundestagswahlen auszugeben. Das widerspricht nicht minder dem gesunden Menschenverstand. Einige Politiker sind darauf erpicht — anscheinend, weil sie den Resultaten der Meinungsforschung mißtrauen —, so oft es nur angängig ist, des Volkes Meinung zur großen Politik dingfest zu machen. Wahlen werden zu Massen-Tests, weil sich auf diese Weise am leichtesten und unbestechlichsten die politische Stimmung feststellen läßt. So hat es wenigstens den An-

werden. Entscheidend für uns bleibt darum die Tatsache, daß der Vorstand der Verlockung freundlich gebotenen Geldes nicht widerstehen konnte. Und dies bringt uns zu der alten Fragestellung, die wir vor Monaten bereits publiziert

So klar der Fall von westdeutscher Sicht aus auch liegt, unsere Einsicht löst uns nicht aus der Verstrickung, in die wir unfreiwillig durch die Sendungen vom Sender „Freies Europa“ geraten sind. Jede Möglichkeit irgendeines Dementis ist uns genommen; denn selbst die nachträgliche Feststellung des wahren Sachverhalts, daß für die Programme aus München nicht die Bundesrepublik verantwortlich zeichnet, bleibt leeres Stroh bei der hermetischen Abschneidung Ungarns von Nachrichten außerhalb des Landes. Ausgenommen für die magyrischen Hörer des Senders — „Freies Europa!“ Der aber wird keinesfalls ein Dementi gegen sich selbst nur um der deutschen Augen willen abgeben.

Seine Entschuldigung gegenüber den umstrittenen Sendungen geht dahin, daß es sich dabei nur um „objektive“ Nachrichten gehandelt habe. Wir wollen nicht in den herkömmlichen Gemeinplatz verfallen, der uns beweist, warum es überhaupt keine objektiven Meldungen geben kann. Sondern wir argumentieren dagegen, daß gerade objektive Meldungen in einem Lande, das sonst nur von frisierten Nachrichten lebt, ein Ereignis höchster politischer Bedeutung sind. Wir Deutschen haben einen Parallellfall mit den Sendungen der Berliner Rundfunkstationen vor dem 17. Juni 1953. Hier wie in Ungarn zunächst jahrelange Versicherungen des Mitgefühls und der Anteilnahme, die in Ländern unter politi-

### Wie schwer wiegt das Desaster?

Daß der Rummel kupferner, silberner und goldener Sonntage nichts mit Weihnachten zu tun hat, ist klar. Die Namen entstammen nicht christlicher Perspektive. Der sie erfand, wartete auf Käufer — der Christ wartet auf Gott. Soweit der merkantile Aspekt.

Aber die halb an Fasching, halb an Sommerschlußverkauf erinnernde, dazu nur durch das frühe Dunkel ein wenig mehr mit ambivalenter Stimmung vermischte Atmosphäre der großstädtischen Adventssonntage wäre nur die oberste Schicht, die abgetragen werden müßte, wollte man auf den Sinn von Weihnachten stoßen.

Vieles Vertraute wäre zu durchstoßen. Das Gemüt und die Familie zum Beispiel. Zum Teil tun wir das sogar. Zwar möchten wir die beiden an Weihnachten nicht missen. Wir sind sie gewöhnt. Gern liefern wir uns für einige Stunden auch einmal einer gewissen Rührung aus. Ja, wie schön war doch die eigene Kindheit, und was gab es da noch für Träume und Wunder. Auch wollen wir es den Kleinen nicht verderben, die dabei sind. Aber wir wissen ganz genau: im Grund unserer Seele sitzt eine leichte, lächelnde Skepsis.

Darin kommt der Ungläubige mit dem Christ überein (sofern dieser wirklich Christ ist). Sie bleiben ein wenig reserviert gegenüber den Sentimentswogen, die in der Weihnachtszeit durch unsere Wohnungen fließen. Vielleicht hat überhaupt eine gewisse Gruppe von Ungläubigen mehr Gemeinsames mit den Christen, als man so gemeinhin annimmt, und vielleicht stehen sie näher an der merkwürdigen Realität von Weihnachten als viele, die unter Christentum eine bestimmte Abart der Bürgerlichkeit verstehen.

Den beide, der Christ und der Nihilist, haben sich entschlossen, jenen kecken Blick in die Zukunft aus ihren Möglichkeiten zu streichen, der die Optimisten unserer Welt auszeichnet. Trotz

Ja, hat man denn vor lauter Öl, das ganz vergessen, was sich ereignet hat? Haben nicht Manó und Anthony einerseits und Iwan andererseits sich gegenseitig diffamierende und politisch höchst gefährliche Worte („Aggressor“ u. a. m.) an ihre Dickköpfe geworfen? Haben nicht der Poilu und der Tommy versucht, den auch für ihre Ölversorgung so überaus wichtigen „Aida-river“ wieder in ihre Hand zu bekommen (u. a. indem sie laufend Schiffe auf seinen Grund jagten, so daß der Kanal nun endgültig voll ist)?

Und nun? Und nun möchten sie am liebsten eine Pipeline bis in den Ural oder Kaukasus legen, jetzt schon, nachdem das Schimpfwort „Imperialist“ noch nicht ganz ausgehaucht ist und der Kanonendonner noch in den Ohren dröhnt!

Vielleicht hat Uncle Sam auch ein wenig diese Inkonsequenz seiner transatlantischen „Spezln“ erkannt, da er nun seine entmotteten Petroleum-Galeeren Kurs Westeuropa auslaufen läßt; immerhin wird er bei der Pfennig-Parade des Treibstoffpreises sein Geschäft machen. Außerdem aber könnte er propagandistisch von den Kommunisten (Frankreich wird ja auch aus Rumänien Öl beziehen) „ausgeschmiert“ werden, hatte doch bislang stets der Onkel aus dem goldenen Westen die hilfsbereite Hand, wenn etwas im „Old Europe“ schiefgegangen war. W. Kunath

### Eine Frage?



Kennen Sie die vielen  
Situationen des täglichen  
Lebens, in denen Ihnen  
Ihre Bank helfen kann?  
Besuchen Sie uns,  
wir beraten Sie mit  
großer Erfahrung.



**RHEIN-MAIN BANK**  
AKTIENGESELLSCHAFT  
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

# Kriegsfibel - Bilderbuch des Grauens

„Dieses Buch will die Kunst lehren, Bilder zu lesen“, schreibt die Herausgeberin Ruth Berlau im Vorwort. — Aber zunächst beginnen die neunundsechzig Aufnahmen spontan zu sprechen, wie Bilder, die das Wort Krieg rein assoziativ erzeugt. Die Kriegsfibel ist ein Bilderbuch des Grauens und Schreckens, schon vom Schutzenschlag an: Er zeigt „das Gesicht der Deutschen Armee“ in Rußland im Winter 1942. Soldaten auf dem Rückzug — die Gesichter erfroren, erstarrt, ausdruckslos — wie tot. Und dieser Charakter haftet eigentlich dem ganzen Buch an — die Bilder flüchtig in chronologischer Reihenfolge geordnet, ist es ein fürchterliches Dokument des II. Weltkrieges.

Brecht sammelte die Aufnahmen während seiner Exilzeit in Dänemark aus Zeitschriften und Illustrierten der ganzen Welt. Und überall das Gleiche: bombardierte Städte, tote Soldaten, ferne Gräber und hungernde und verlassene Kinder. Es sind Bilder, wie sie eben nur der Krieg hervorzubringen vermag — hier der II. Weltkrieg. Dazwischen sieht man Hitler, Göring und Goebbels als die Vertreter derer, die die Fäden in den Händen hielten.

Insoweit scheint die Kriegsfibel ein dokumentarischer Bericht zu sein. Dieser Eindruck verdichtet sich noch, durch die relativ sachlichen und objektiven Erläuterungen zum Geschehen auf den einzelnen Aufnahmen, die von den Korrespondenten der betreffenden Zeitungen stammen und andererseits durch die sogenannten „Nachbemerkungen zu den Bildern“. Letztere sind ein typisches Beispiel für unsachliche und unobjektive Art Geschichte zu schreiben. Die Bewertung dieser Nachbemerkungen ist damit vorgezeichnet — sie sind sicher nicht von Brecht, denn allein vom künstlerischen Standpunkt stellen sie schon ein kleines Ärgernis dar, ganz zu schweigen von der Tatsache, daß sie den Sinn der Kriegsfibel völlig verzerren.

Von Brecht stammen lediglich die Vierzeiler unter den Bildern — Kommentare zu Fotos nannte er sie. An ihnen zeigt er die Kunst, Bilder zu lesen; er erklärt nicht mehr, sondern deutet. Sie sind Ausdruckserscheinung seiner Auffassung vom Krieg, den er für eine Funktion gesellschaftlicher Probleme hielt. Es ist daher müßig, die Frage nach der Objektivität seiner „Berichterstattung“ zu stellen. Natürlich glaubt er, daß Deutschland den II. Weltkrieg verschuldete und die Auswahl der Fotos ist in diesem Sinne einseitig. Das ist jedoch nicht wesentlich, denn Brecht geht es um das Problem des Krieges an sich. Der II. Weltkrieg ist für die Kriegsfibel im Grunde nichts anderes als der 30jährige Krieg für das Schauspiel: „Mutter Courage“. Hier wie dort ist der Krieg nur das historische Ereignis, an dem Brecht seine grundsätzliche Fragestellung entwickelt und veranschaulicht — die Wahrheit ist konkret, sagt Brecht.

In der Kriegsfibel wie in der Mutter Courage zeigt Brecht die Gruppe jener Menschen, die stets den Krieg verlieren, gleichgültig, ob sie auf der Seite des Verlierers oder Gewinners stehen. „Der gemeine Mann hat keinen Gewinn“, heißt es in Mutter Courage; in ihr und in ihren Kindern verkörpert sich diese Gruppe am eindeutigsten. In der Kriegsfibel sind es die Frauen, Kinder und die Soldaten. Sie alle spielen ihre ihnen aufgezwungene traurige Rolle, für die sie nicht schuldig und nicht verantwortlich sind.

Bild 63 zeigt Kinder, verwundet und hungernd aus vier Nationen. „Wir sind's, die ihr besiegt habt. Triumphiert!“

So spielten auf vielen Bildern die Zivilbevölkerung die Rolle des passiven Leidens, — die Soldaten die des aktiven Kämpfers. Brecht sieht sie kämpfend und sterbend als unfreiwillige Helden, als Mörder aus Angst und auf Befehl.

Bild 15. Die Besatzung eines Bombers — auf Feindflug.

Wir sind's, die über Deine Stadt gekommen,  
O Frau, die Du um Deine Kinder bangst!  
Wir haben Dich und sie aufs Ziel genommen  
Und fragst Du uns warum, so wiß': aus Angst.

Bild 47. Amerikanischer Soldat steht vor einem gefallenen Japaner.

Es hatte sich ein Strand von Blut zu röten  
Der ihnen nicht gehörte, dem noch dem.  
Sie waren, heißt's, gezwungen, sich zu töten.  
Ich glaub's, ich glaub's. Und frag nur noch: von wem?

Brecht beklagt ihr Schicksal — das ist die eine Seite — doch gleichzeitig fordert er sie auf, für die Zukunft daraus zu lernen, damit sie erkennen, daß sie den Krieg zu verhindern imstande sind, wenn sie nicht länger blind ihre Rollen spielen wie sie es bisher taten, sondern sich bemühen, seine Ursachen aufzuspüren. Und Brecht weist auf, wo diese Ursachen liegen. Sie verkörpern sich in denen, die nicht „Pferd sondern Reiter waren“, die Befehle erteilten, die Interessen vertraten. Sie zu entlarven und uns die Augen öffnen, ist die andere Seite der Kriegsfibel und das zentrale Anliegen Brechts. Der Krieg ist nicht das unvermeidbare Übel der Menschheit, sondern er wird wissenschaftlich und vorsätzlich von einigen wenigen Vertretern dieser Menschheit herbeigeführt.

Bild 22. Eine Frau sucht in den Trümmern einer bombardierten Stadt.

Such nicht mehr, Frau: Du wirst sie nicht mehr finden!  
Doch auch das Schicksal, Frau, beschuldige nicht!  
Die dunklen Mächte, Frau, die Dich da schinden,  
Sie haben Name, Anschrift und Gesicht.

Und Brecht nennt sie selbst, diese Namen, stellt ihre Träger bloß und klagt sie an, verurteilt sie unerbittlich, sofern ihnen auch nur ein Funke Verantwortlichkeit zumutbar war.

Bild 38. Churchill mit einer Maschinenpistole.

Ich kenne das Gesetz der Gangs. Ich fuhr  
Im allgemeinen gut mit Menschenfressern.  
Sie fressen aus der Hand mir. Die Kultur  
Find't als Verteidiger hier keinen Bessern.

Bild 69. Adolf Hitler.

Das da hätt einmal fast die Welt regiert.  
Die Völker wurden seiner Herr. Jedoch  
Ich wollte, daß Ihr nicht schon triumphiert:  
Der Schoß ist furchtbar noch, aus dem das kroch.

Aber seine Vorsicht, sein Mißtrauen gegenüber der Einsichtsfähigkeit des „gemeinen Mannes“, an den er sich wendet, läßt

Brecht nicht ruhen, da er die geistige Labilität der Masse kennt, die letztlich doch dem Nymbus des großen Verbrechers verfällt. Brecht will die ehemals Großen klein sehen, klein und häßlich, damit ihre Verurteilung garantiert ist. Er macht sie daher abgrundtief lächerlich, zu Witzblatfiguren und er scheut dabei keine Kritik des Lesers bezüglich Sachlichkeit und guten Geschmacks. So tragen einige Bilder mit ihren Kommentaren einen ausgesprochen kabarettistischen Zug.

Bild 26. Goebbels.

Ich bin „der Doktor“, dokternd die Berichte.  
Und sei es Eure Welt, mir fällt was ein.  
Was tut's? Ich schreibe selbst die Weltgeschichte.  
Man glaubt mir nicht einmal mein kurzes Bein.

Bild 27. Göring, mit der Miene der Entrüstung, die Arme in die Seiten gestemmt, blickt auf Goebbels hinab, der mit betonter Unschuldsmiene die Hand aufs Herz legt.

„Joseph, ich hör, Du hast von mir gesagt:  
Ich raube“. — „Hermann, warum sollst Du rauben?  
Dir was verweigern, wär verdammt gewagt.  
Und hätt ich's schon gesagt, wer würd mir glauben?“

Gerade an diesen Beispielen wird verständlich, was mit der Kunst, Bilder zu lesen gemeint ist. Mit fast ans Wunderbare

## Sartre - Ausdruck des Unbehagens

Die jüngsten Ereignisse in Polen und Ungarn haben zu einem erneuten schweren Prestigeverlust des Sowjet-Kommunismus geführt. Gerade auch in Ländern, in denen er bisher beachtliche ideologische Bastionen innehatte. Unter den französischen Intellektuellen, sowohl KPF-Mitgliedern und Sympathisanten, ist eine fieberhafte Unruhe ausgebrochen, die zum Teil zu Parteiaustritten und deutlichen Distanzierungen vom Kommunismus geführt hat. Schuld daran sind die in der „Humanité“ hinsichtlich der ungarischen Situation vollführten Interpretationskunststücke, aus denen hervorgeht, daß die Partei nicht daran denkt, von ihren stalinistischen Praktiken abzulassen. Jedoch wäre es verfehlt, zu glauben, daß lediglich das Vorgehen der sowjetischen Truppen und die apologetischen parteiamtlichen Stellungnahmen dazu besagte Unsicherheit unter den Schriftstellern und Künstlern ausgelöst habe.

Es gärt schon seit geraumer Zeit in der KPF. Erinnert sei hier nur an das Buch Pierre Hervés „La Révolution et les Fétiches“, das im Frühjahr dieses Jahres zu seinem sofortigen Parteiausschluß führte. Freilich haben die letzten politischen Vorgänge die bereits seit langem vorhandenen Tendenzen gegen die geistige Bevormundung durch Parteistellen noch in besonderem Maße gefördert.

Einer der prominentesten Sympathisanten des Kommunismus in Frankreich war bisher Jean Paul Sartre, der in einem vielbeachteten Artikel in der Wochenzeitschrift „L'Express“ seinen Austritt aus der Organisation „France-URSS“ erklärte mit der Begründung, sich von jenen trennen zu müssen, „die das Massaker in Ungarn nicht verurteilen oder verurteilen können“. Allerdings bedeutet die Erklärung noch keinen endgültigen Bruch mit der KPF. Sartre hält sich die Möglichkeit offen, mit „anständigen und ehrlichen“ Menschen in der Algerien- und Suezfrage gemeinsam vorzugehen.

Überhaupt darf nicht verkannt werden, daß Sartre bislang mehr oder weniger ein politisches Zweckbündnis, Ausdruck seines betonten Antiamerikanismus und Antikolonialismus, mit der extremen Linken eingegangen war. Sein Verhalten ist typisch für das eines Intellektuellen, der sich einer politischen Gruppe anschließt, nur um in einer Welt eingefrorener Institutionen, gegen die er als einzelner machtlos ist, sich einen Argumentationshintergrund zu schaffen, selbst dann, wenn er von der Richtigkeit der Konzeption dieser Gruppe nur halb überzeugt ist. Daß der Heidegger-Schüler Sartre dem dialektischen Materialismus als philosophischer Lehre einigermaßen skeptisch gegenübersteht, geht schon aus seinem bekannten Essay „Materialismus und Revolution“ hervor. Er glaubte bisher sogar den Linken eine Revolutionsphilosophie, die ihren Interessen besser entspräche als der Marxismus, anbieten zu müssen. Von einem ideologischen Kurswechsel im engeren Sinne kann daher bei dem jetzigen Verhalten Sartres keine Rede sein. Seit der Résistance-Zeit mit zahlreichen Kommunisten bekannt, fand er nach dem Scheitern der Partei „Rassemblement Démocratique Révolutionnaire“ im Jahre 1949, zu deren Begründern er selbst gezählt hatte, keine andere Plattform zur Förderung seiner politischen Ansichten. Seine Artikelserie „Die Kommunisten und der Frieden“ hat er bis heute noch nicht zu Ende geführt.

Der Fall Sartre zeigt mit großer Deutlichkeit, in welche Schwierigkeiten der linke Intellektuelle selbst in einem Lande mit einer schon traditionellen Toleranz nach Innen

grenzender Beobachtungsgabe, auf ausdruckspsychologischem Gebiet, verbunden mit Einfühlungsvermögen in das aktuelle Geschehen, aber dabei nicht stehen bleibend, sondern immer wieder zur Analyse der grundsätzlichen Aussage strebend, hat Brecht seine Verse geschrieben. Und das macht die eigentliche Bedeutung der Kriegsfibel aus, läßt sie zu einem Kunstwerk werden, daß nur noch formal an einen Dokumentarbericht erinnert. Die Verse sind keine Kommentare zu Fotos; es sind Interpretationen, die gleichwertig neben ihnen stehen und erst das tiefere Verständnis der Bilder ermöglichen. Einwände, die für die Art der Auffassung eine ideologische „Befangenheit“ Brechts verantwortlich machen oder voraussetzen, sind gegenstandslos, da die Kriegsfibel nur zum kleinsten Teil Gedankengut ist, für dessen Anerkennung man Kommunist sein müßte. Die Wahrheit ist konkret — dieser Leitsatz ist hier in einem viel weiteren Rahmen zu verstehen und das begriff sogar die DDR, die mit aller Gewalt die Veröffentlichung der Kriegsfibel zu verhindern suchte und erst massiven Drohungen Brechts nachgab. Denn zu deutlich ist die Distanzierung Brechts von dem einmalig Historischen, zu deutlich die Möglichkeit, Grauen und Elend beispielsweise auch am Treiben der Roten Armee zu demonstrieren oder Verbrechertum am Politbüro der Stalinära. Und wer würde sich nicht dazu bekennen, die Verlogenheit der Heldenrolle oder die Unsinnigkeit einer Kriegsproduktion aufzudecken auf eine Weise, daß auch der Dümme es versteht. Denn für dumm und unwissend hält uns Brecht und vielleicht beweist die Kriegsfibel, daß dieses Urteil nicht ganz zu Unrecht besteht.

Burkhard Schade

geraten muß. Er empfindet einerseits das Unzulängliche einer rein theoretischen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, ist aber andererseits bitter enttäuscht, wenn er sich einer Partei anschließt oder sich wenigstens in wesentlichen Teilen mit ihr identifiziert und dann feststellen muß, daß sie, die für sich in Anspruch nimmt, allein den Weg zur Humanisierung zu weisen, gerade in dem Augenblick, wo es darauf ankäme, dieses Versprechen einzulösen, sich zum Apologeten des Unhumanen macht.

Alfred Schmidt

## Zwischen Bonn und Moskau

Wenn ein Buch des bekannten Publizisten Paul Sethe auf dem deutschen Büchermarkt erscheint, ist es gewiß, daß die Öffentlichkeit sich seiner mit größerem Interesse annimmt als bei einem politischen Buch schlechthin. Von diesem Publizisten erwartet man selbstverständlich, daß er mehr als nur eine darstellende Betrachtung des Zeitgeschehens gibt. Dafür sind seine Artikel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und in der „Welt“ hinreichend Garantie.

Das uns vorliegende Buch mit dem Titel „Zwischen Bonn und Moskau“ ist in wesentlichen Teilen eine Reprise von Gedanken, die wir aus früheren Leitartikeln noch gut in Erinnerung haben. Sie sind eine recht deutliche Kritik an der deutschen Außenpolitik seit 1948, und wie ein roter Faden zieht sich durch diese Kritik die Anklage an Bonn, warum habt ihr trotz aller verständlichen Abneigung gegen das kommunistische System nicht mutig die realen Chancen des Verhandeln mit dem Osten genützt?

Wenn wir aber heute ein solches Buch zur Hand nehmen, dann wollen wir uns eigentlich nicht nur in pessimistischen Gedanken erschöpfen und jenen Chancen, die uns die Geschichte einmal bot, nachtrauern, denn die Geschichte macht uns nicht klüger für morgen, jedoch — so wollen wir es wünschen — weiser fürs Leben. Das heißt, daß es keine aus der jüngsten Geschichte abzuleitende Methode für die Lösung der deutschen Frage in naher Zukunft geben kann, vielleicht aber die Hoffnung, daß der Prozeß unserer nationalen Selbstbesinnung eines Tages jenen Grad von natürlichem Selbstbewußtsein erreicht haben wird, welches uns gestattet, wieder eine nationale Politik mit Gelassenheit zu betreiben. Es müßte allerdings möglich sein, schon heute im Ansatzpunkt jene Kräfte zu erkennen, die sich dieser Aufgabe gewachsen zeigen könnten. Es wird ohne Zweifel dazu nicht nur des deutschen Bürgertums bedürfen, wie der Autor des Buches meint, denn eine einzelne soziale Gruppe für sich allein, wird nicht in der Lage sein, diese Aufgabe zu meistern. Nur das Bündnis zwischen Regierung und Nation durch alle Parteien hindurch, ein idealer Enthusiasmus für den demokratischen deutschen Staat als dem Kern Deutschlands könnte die nationale Einigung unseres Volkes geistig bewältigen. Aber ein solcher oder ähnlicher Gedanke klingt bei Paul Sethe's Buch nicht an.

Oscar Strobel

Paul Sethe: Zwischen Bonn und Moskau, 173 Seiten, Pappband, 8,80 DM, Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt am Main, 1956.

## Studenten für die UN

Für die Weiterführung des Programms zur Ausbildung von Universitätsstudenten in der Arbeit der Weltorganisation setzte sich UN-Generalsekretär Dag Hammarskjöld in einem Bericht an die bevorstehende UN-Generalversammlung ein. Die Beschäftigung von Studenten im UN-Hauptquartier war von der Generalversammlung in ihrer 1954 stattgefundenen Sitzung gebilligt worden, worauf im vorigen Jahr die ersten Studenten ihre Arbeit aufnahmen. Sie verbrachten ihre Zeit teilweise mit ganztägigen Führungen durch das UN-Hauptquartier und teilweise mit Vorlesungen und Arbeiten in den verschiedenen Dienststellen. Hammarskjöld empfahl ferner, daß die UN ihr kurzfristiges Beschäftigungsprogramm weiterführt, durch das seit neun Jahren hauptsächlich promovierende Studenten durch Beschäftigung im Sekretariat während des Sommers ein achtwöchiges Studium der Vereinten Nationen ermöglicht wird.



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns  
gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHST AG, vormals Meister Lucius & Brüning, FRANKFURT (M)-HOECHST

# Pressure - group für Europa

Man sollte glauben, es gäbe an unseren Universitäten genug hochschulpolitische Aufgaben zu bewältigen: Angefangen bei der Notwendigkeit, endlich unserem Studentenparlament, unserem ASTA wieder frisches Leben zu verleihen, bis hin zu dem — fast ins Utopische gehenden — Unterfangen die deutsche Hochschulreform ein wenig ihrer Verwirklichung näher zu bringen. Zu allem hin aber hatte es der ISSF zusammen mit dem VDS Anfang November unternommen, im Rahmen eines Studienseminars zur Fülle des Vorhandenen ein Weiteres aufzuzeigen: die europäische Aufgabe in der Hochschulpolitik. Wahrlich, ein schöner Titel! Wobei freilich — wie bei allen Schlagwörtern — noch recht wenig ausgesagt ist. Sollte dies etwa ein Surrogat für die inzwischen aus der Mode gekommenen Schlagbaumverbrennungen sein? Europa-Fahnen auf allen Universitätsgebäuden, in allen Hörsälen, Professoren und Studenten im Bekenntnis zu Europa vereint? Oder etwa ein *retournons à la nature*, eine Rückkehr zu Form und Inhalt der mittelalterlichen, noch nicht nationalisierten universitas? — Man mag beruhigt sein: Sei es, daß die eben in diesen Tagen hereinbrechenden Ereignisse in Osteuropa und dem nahen Orient die Vorräte an politischem Enthusiasmus bereits absorbiert hatten; sei es, daß man inzwischen gelernt hat, über europäische Probleme recht nüchtern zu diskutieren; zu verzeichnen bleibt die große Sachlichkeit, durch die sich der inzwischen erschienene Arbeitsbericht auszeichnet.

Zunächst erinnert man sich, in der Fülle der uns umgebenden Organisationen schon hin und wieder auf einige gestoßen zu sein, die sich mit Fragen der Universitäten in Europa auseinandersetzen. Da gibt es zum Beispiel den Universitäts-Unterschuß des Europarates, da ist der Universitäts-Ausschuß der Westeuropäischen Union, es treten Rektorenkonferenzen zusammen, eine Vielzahl von Auslandsämtern und Austauschdiensten arbeiten seit Jahr und Tag. Aber wie es der Welt Lauf ist, findet man an all dem Bestehenden vieles auszusetzen! Ja, es ist wirklich schlecht bestellt: Eine große Zahl unrealisierter und unrealisierbarer Pläne gibt es, die nach den ersten Grundsatzdebatten in den Schreibtischblättern ihrer Auserstehung entgegenharren — im günstigsten Falle in den Herzen einiger gramvoller Europäer hin und her bewegt werden; und eine nicht enden wollende Kette der Konferenzen mag im einen oder anderen Teilnehmer ein Gefühl freundlichen Erinnerens zurückgelassen haben — greifbare Ergebnisse aber sind nicht zu verzeichnen. Als westdeutscher Student ist man ja hinsichtlich der Verschiedenheit von Unterrichtsorganisation und Studiengang, die hin und wieder schon einen Wechsel innerhalb des Bundesgebietes sehr erschweren, einiges gewöhnt. Was sich aber bei der Betrachtung der europäischen Verhältnisse zeigt, ist wirklich entmutigend! Ob man nun die Bestimmungen zur Stipendienvergabe herausgreift, die dem, der einmal in den so ersehnten Genuß eines Stipendiums kommt, schon ganz automatisch das Studium im Auslande unmöglich machen; oder die Enge der Lehrpläne, die regelmäßig einen Studienaufenthalt jenseits der Grenzen zu verlorener Zeit werden lassen; ob man an die Vielzahl der Sozialbestimmungen denkt, die ein längeres Verweilen an einer ausländischen Universität zu einem mit allen Unsicherheiten des modernen Lebens ausgestatteten Abenteuer werden lassen; oder die grundlegenden Unterschiede der nationalen Universitätssysteme selbst! Abweichende Studienzeiten, andere Prüfungssysteme ... Aber wozu dies alles aufzählen? Davon weiß jeder selbst genug.

Nun, man hat sich auf diesem Seminar redlich bemüht und eine Fülle von Arbeitshypothesen und Vorschlägen erarbeitet. Und auch hier wird wieder viel auf dem Papier stehen bleiben! Zunächst mag es deshalb genügen, nur einige wenige Punkte — die wichtigsten wohl — herauszuheben: Um eine Freizügigkeit des Studenten in Europa herbeizuführen, wäre als erste Voraussetzung die gegenseitige Anerkennung der jeweiligen nationalen Diplome und Examina, die sich entsprechen, aber auch die Anerkennung einzelner Semester und Zwischenprüfungen zu erreichen. Es wäre utopisch, wollte man einer weitgehenden Angleichung des Studiums in Europa überhaupt das Wort reden; viel erreicht wäre auf jeden Fall schon, wenn man sich in dieser einen Frage in einem *modus vivendi* finden würde. Wesentlich wäre in diesem Zusammenhang ferner, die verschiedenen Bestimmungen zur Stipendienvergabe auf ein mögliches Auslandsstudium zuzuschneiden. Organisatorische Lösungen gibt es nicht wenige: Einbeziehung der Zahlungen in ein multilaterales Clearing im Rahmen der OEEC, oder — noch weitergehend — die Errichtung eines europäischen Stipendienfonds, welcher zugleich den Vorteil hätte, ungebinden von nationalen Interessen aller Art zu sein. Nicht minder dringend stellt sich eine Forderung dar, die lediglich die Erweiterung eines schon bisher geübten Brauches bedeutete: Zur engeren Verbundenheit des Lebens der europäischen Universitäten untereinander wäre es unbedingt vorteilhaft, daß weitere Lehrstühle geschaffen würden, welche allein dem Austausch von Dozenten und Assistenten über die Grenzen hinweg vorbehalten bleiben sollten. Dies würde dann auch einer gewissen Umgestaltung des Lehrstoffes zugute kommen, seiner Vielfältigkeit und seiner Einheitlichkeit zugleich.

Zur Verwirklichung solcher Pläne bedarf es aber einer ernsthaften Aktion der Studentenschaft: Es ist leicht, nur immer in anklagendem Tone zu fordern, alle Schulden den Kultusministerien zuzuschreiben! So ist es nur zu begrüßen, wenn der VDS auf der Konferenz der europäischen Studentenverbände in Kopenhagen im Januar kommenden Jahres einen Vorstoß in dieser Richtung unternimmt. Die Herbeiführung einer gemeinsamen Stellungnahme der auf der Konferenz vertretenen Nationalverbände zu den bestehenden bilateralen Abmachungen über Hochschul- und Studentenfragen; eine gegenseitige Information über die zwischen Hochschulen verschiedener Länder bestehenden Einzel-

abkommen hinsichtlich des Austausches von Dozenten und Studierenden und der Gleichstellung von Lehrplänen und Examina und endlich die gegenseitige Unterrichtung über alle Bestrebungen, die eine Verbesserung der bestehenden Verhältnisse fördern können, sollen auf Wunsch des VDS von diesem europäischen Gremium beraten werden. Freilich — und diese Anmerkung sei hier gestattet — kann solch ein Vorhaben nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn auch genügende Vorarbeiten geleistet wurden: Eine Sammlung von Informationen über den Stand der Dinge selbst, wie ihn schon unter anderem der Seminarbericht des ISSF liefert, und eine entsprechende Verständigung aller westdeutschen und Westberliner Behörden, die für Universitätsfragen zuständig sind. Nur wenn der VDS der Unterstützung aller deutschen Instanzen sicher ist, nur, wenn er seine Wünsche in Kopenhagen mit einer Fülle von Arbeitsmaterial belegen kann, ist mit einem Erfolg zu rechnen.

Eine große Frage bleibt trotzdem bestehen: Genügt dieses herkömmliche Verfahren, internationale Fragen zu behandeln, heute noch? Um wirkliche Fortschritte zu erzielen, müßte ein Weg begangen werden, der heute üblich ist, den der *pressure-groups*. Das würde die Einrichtung eines ständigen europäischen Studentenausschusses bedeuten, der sich aus Delegierten der nationalen Spitzenverbände zusammensetzt. Seine Hauptaufgabe müßte neben den notwendigen Koordinierungsarbeiten vor allem die Ausarbeitung reifer Reformpläne — vielleicht zuerst für die genannten drei Hauptprobleme — sein. Natürlich würde auch dann noch ein längerer Weg zu gehen sein, bis die vom Ausschuß ausgearbeiteten Pläne die Billigung einer neuen europäischen Studentenkonferenz finden würden. Aber allein auf diese Weise, durch Konzentration der Arbeit auf ein kleines, aber arbeitsfähiges Gremium und Beschränkung der Ziele auf einige wenige Punkte kann ein wirklicher Schritt nach vorne getan werden. Wenn es dagegen bei den bloßen Wünschen bleiben sollte, dann können immer wieder Arbeitsberichte europäischer Studienseminare zu den Akten wandern, dann können immer neue Anregungen zur europäischen Zusammenarbeit in den Tagesordnungen glanzvoller Konferenzen sanft entschlummern.

Heiko Körner

rauche  
staune  
gute  
Laune



..... 8 1/3  
eine echte Player's

## Studenten und Soldaten

„Die haben uns hier noch gefehlt,“ entrüstete sich mein Gegenüber, als zwei Soldaten das Lokal betraten, und die Damen am Nachbartisch rückten ostentativ unmutig beiseite, als die beiden Platz nehmen wollten. Das kleine Café war bisher Studenten und brav zivilen Bürgern vorbehalten gewesen.

Solche und ähnliche kleine Szenen konnte man in den letzten Tagen in Marburg häufig beobachten. Als erste Universitätsstadt im Bundesgebiet hat Marburg (nach Amerikanern, Franzosen und Marokkanern) nun eine Bundeswehrorganisation erhalten. Die Zahl derjenigen, die ihre Abneigung gegenüber den neuen Soldaten so deutlich wie hier geschildert zum Ausdruck bringen, mag gering sein. Sie fällt im Augenblick aber um so mehr auf, als auch die übrigen den Soldaten eher mit Zurückhaltung als mit Enthusiasmus begegnen.

Auf höchster Lokalebene will man zunächst abwarten und Erfahrungen über die „Begegnungen“ sammeln. „Es soll jeder Marburger wenigstens schon einen Soldaten gesehen haben, bevor wir etwas unternehmen“, sagte ein Hauptmann des Garnisonsstabes. Der Standortkommandant Oberst Drossel hat dem Rektor der Universität bei seinem Antrittsbesuch versichert, er werde energisch durchgreifen, wenn ihm irgendwelche Ausschreitungen seiner Soldaten gegen Studenten, bekannt würden. Die Universität will dann das gleiche tun. Es fragt sich nur, ob das künftige Verhältnis zwischen Studenten und Soldaten nur eine Frage der Disziplinargerichtsbarkeit ist.

Marburg verspricht ein Modellfall zu werden. An vielem, was sich hier das erste Mal aus der direkten Begegnung zwischen Studenten und Soldaten, zwischen Universität und Bundeswehr ergibt, wird man in Zukunft auch andernorts Schlüsse zu ziehen haben. Während die offiziellen Stellen noch in höflicher Zurückhaltung verharren, entstehen „unten“ schon die ersten konkreten Kontakte, die nicht wenig zur Urteilsbildung auf beiden Seiten beitragen. In Lokalen und Kneipen, in denen die Musicbox eine aufgelockerte Stimmung fern aller Exklusivität verspricht, gibt es die ersten Diskussionen und freundschaftlichen Gespräche, aber auch die ersten Rempeleien.

„Wir sind es gewöhnt, daß wir angepöbelt werden“, erzählten drei junge Soldaten. „In der Pfalz waren es die Bauern, im Rheinland die Roten und hier sind es die Studenten. Das gibt sich aber, wenn wir erst alle da sind. Dann wagt es keiner mehr.“ Gewiß soll diese Meinung Einzelner nicht verallgemeinert werden. Sie zeigt aber schon deutlich Symptome einer Neigung zum Kollektivurteil und jener Gruppensolidarität, in deren aggressive Exklusivität sich all diejenigen flüchten, die gesellschaftlich keine Anerkennung finden.

Inzwischen hat eine politische Studentengruppe in Marburg einen Diskussionsabend über „Bundeswehr und Öffentlichkeit“ angekündigt und Offiziere der Bundeswehr als Diskussionspart-

ner eingeladen. Auch unter den Marburger Offizieren erwägt man zu einem geplanten Herrenabend auch Vertreter der Studentenschaft einzuladen. Sorge bereitet den Offizieren vor allem der intellektuelle Niveauunterschied, der vorerst nur „Begegnungen auf Kasinoebene“ gestattet. Es wird also weitgehend von der Bereitwilligkeit und dem Taktgefühl der Studenten abhängen, ob auch der gemeine Soldat an diesen persönlichen und sachlichen Begegnungen teilhaben wird.

Walter Seeler

## Weltweites Echo auf Ungarn

Rom. Tausende von Studenten demonstrierten vor der sowjetischen Botschaft und protestierten gegen das Vorgehen der Sowjets in Ungarn. Der Präsident der „Unione Goliardica Italiana“ erklärte: „Die Unione Goliardica Italiana steht an der Seite der für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes kämpfenden ungarischen Studenten. Diese Studenten, die seit Jahren schon Widerstand geleistet haben, sind die wahren Vertreter der ungarischen Jugend, und wir weigern uns, diejenigen Studenten anzuerkennen, die sich zwar in den letzten Jahren Führer der Studentenschaft nannten, aber in Wirklichkeit nichts anderes waren als Funktionäre der Tyrannen.“

Brüssel. 7000 belgische Studenten versuchten in Brüssel die sowjetische Botschaft zu stürmen, wobei sie Pflastersteine als Wurfgeschosse benutzten. Bei Zusammenstößen mit der Polizei wurden etwa 50 Studenten verletzt. — Die Studenten und Professoren der Universität Löwen organisierten eine große Spendensammlung zugunsten der ungarischen Bevölkerung. Im Verlaufe eines Tages brachten sie 67 000 Francs und 200 000 Zigaretten zusammen, ferner verpflichteten sich 2600 Studenten, Blut für Verwundete zu spenden.

Montevideo. Uruguayische Schüler und Studenten setzten bei einer Protestdemonstration gegen die blutigen Unterdrückungsmaßnahmen in Ungarn das Gebäude des sowjetischen Konsulats in Montevideo in Brand. Das Haus brannte völlig nieder.

Zürich. In einem Schreiben an den Generalsekretär der Vereinten Nationen drückte der Verband der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) seine tiefe Erschütterung und Empörung über die Verletzung der Menschenrechte aus, denen ungarische Studenten zum Opfer gefallen sind. Die in der „Pax Romana“ zusammengeschlossenen katholischen Studenten drückten in einer der Öffentlichkeit übergebenen Erklärung ebenfalls ihre Bestürzung über das Blutvergießen in Ungarn aus. In fast allen schweizerischen Universitätsstädten hielten die Studenten große Demonstrationen ab, um ihre Solidarität mit den ungarischen Freiheitskämpfern auszudrücken. Zahlreiche Studenten meldeten sich spontan zum Blutspenden, und improvisierte Geldsammlungen erbrachten in allen Städten mehrere tausend Franken. Zu Zwischenfällen kam es in Bern, als eine große Zahl von Jugendlichen und Studenten die sowjetische Botschaft zu stürmen versuchte.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Wirtschaft

Die Gegenwart

Im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei

Herausgegeben von: Max von Brück, Michael Freund, Robert Haerdter, Fritz Hauenstein, Herbert Küsel, Albert Oeser, Benno Reifenberg, Dolf Sternberger

Im neuesten Heft finden Sie u. a.:

Zur deutschen Außenpolitik · Leitartikel · Amerika und die europäische Ölknappheit · ... und heiter ist die Kunst · Zu einem Essay von Theodor Heuss · Wiederkehr der Furcht · Die Wandlung der

sowjetischen Politik · Vision vom Ehrenmann · Otto John vor Gericht · Das verschleierte Bild · Aufnahmen aus Ungarn

Interessenten erhalten auf Wunsch von uns gern ein kostenloses Probeexemplar.

Zeitkritische Beiträge in der Tradition der Frankfurter Zeitung Kommentare — Vierteljahres-Übersichten

# Existenz und Motorrad

Seit mehr als einem Jahr steht die Frage nach einer besseren und ausreichenden Förderung der akademischen Jugend im Vordergrund der Gespräche um die Hochschulreform. Dabei zeigen sich zwei durchaus verschiedene Meinungen. Während auf der einen Seite von der Not der Studenten gesprochen wird, von ihrer kläglichen Existenz, steht genau so eindringlich die Ansicht dagegen, daß die Studenten bereits Motorräder und sogar Kraftwagen besäßen, es ihnen also ganz gut ginge, daß das Werkstudententum mehr eine Modeerscheinung als ein Zeichen wirtschaftlicher Schwäche sei. — Beide Ansichten sind falsch. Sie schließen nämlich von der wirklich bitteren und verzweiferten Situation eines Teiles der Studenten oder von der luxuriösen Lebenshaltung eines anderen Teiles auf die wirtschaftliche Lage der gesamten Studentenschaft. Man meint irrtümlich, daß jeder Werkstudent wirklich arm sei, oder daß es bei dem heutigen Lebensstandard der Gesamtbevölkerung dem Studenten einfach gut gehen müsse.

## I.

Bei jedem Nachdenken über die Lage des akademischen Nachwuchses ergibt sich sofort die grundlegende Erkenntnis, daß nämlich die wirtschaftliche Lage der Studentenschaft nur im Zusammenhang mit den Lebensbedingungen der Gesamtbevölkerung betrachtet werden kann. Weiterhin liegt den folgenden Feststellungen die Tatsache zugrunde, daß sich seit Ende des 2. Weltkrieges die Zusammensetzung der Studentenschaft nach den Berufen der Väter nicht wesentlich verschoben hat, daß also von hier aus kaum Änderungen der wirtschaftlichen Lage der Studentenschaft erfolgen konnten. — Überhaupt ist die Kenntnis der Berufe der Väter von Studierenden auf soziologischem Gebiet von weit größerem Wert als in ökonomischer Hinsicht. Wer die Zahl der Halbweisen, der Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone, der Kinder von Pensionären und Rentnern zusammenzählt — die Summe beträgt mehr als 40% der gesamten Studentenschaft —, wird die Aussage über den finanziellen Wert des väterlichen Berufes nicht hoch veranschlagen.

## II.

Die wirtschaftliche Konjunktur der letzten Jahre ist nicht ohne Rückwirkung auf die Studentenschaft geblieben. Dies mögen folgende Zahlen verdeutlichen: Im Sommersemester 1951 gaben 23,4% aller Studenten in Westdeutschland an, daß ihnen nicht mehr als 100,— DM im Monat zur Verfügung stünden. Im Wintersemester 1955/56 erhielten in Hessen — und Hessen spiegelt in etwa den Durchschnitt des Bundesgebietes wider — mehr als 34% der Studenten mehr als 100,— DM von den Eltern oder aus öffentlichen Mitteln. Rund 60% aller Studenten in Hessen verbrauchten im Wintersemester 1955/56 über 100,— DM monatlich. Der Erfolg aller Unterstützungsmaßnahmen der öffentlichen Hand und der erfreuliche wirtschaftliche Aufschwung, der sich in dieser Zahl darstellt, wird freilich dadurch eingeschränkt, daß die Lebenshaltungskosten eines Studenten seit 1950 gleichzeitig um mehr als 20% gestiegen sind.

Aus diesen Angaben geht eindeutig hervor, und das ist die erste Feststellung, daß die Studenten heute mehr Geld haben als vor fünf Jahren. —

Diesem Ergebnis sei eine zweite Zahlenreihe gegenübergestellt. Die Erhebungsbogen enthielten 1951 und 1956 die Frage: „Können Sie Ihr Studium bis zum Ende finanzieren oder ist zu befürchten, daß Sie es aus finanziellen Gründen unterbrechen oder aufgeben müssen?“ Die Ergebnisse sind aufschlußreich: 1951 sagten 72,7% der Studenten, daß ihr Studienabschluß finanziell gesichert sei, 1956 waren es 72,2%. Eine Unterbrechung des Studiums aus wirtschaftlichen Gründen befürchteten 1951 = 22,3%; 1956 = 21,7%. Ihr Studium u. U. aufgeben zu müssen befürchteten 1951 = 1,8%; 1956 dagegen 2,0%. — 1951 blieben 3,2%, 1956 = 4,1% auf diese Frage ohne Antwort.

Trotz des gestiegenen Lebensstandards ist die wirtschaftliche Lage der Studenten heute genau so labil wie vor fünf Jahren. Das Gefühl der Sicherheit in einer Periode der Vollbeschäftigung,

Unterstützung durch Mittel der öffentlichen Hand. Hierbei zeichnen sich in den letzten Jahren zwei Tendenzen ab:

1. eine immer größere Konzentration der Mittel auf bestimmte Personengruppen;
2. neben einer relativen Erweiterung des unterstützten Personenkreises eine erhebliche Umschichtung der aufzubringenden Mittel zwischen den verschiedenen Kostenträgern.

Hierzu einige Zahlen: Im Sommersemester 1951 hatten wir unter den Studenten in der Bundesrepublik und West-Berlin 13 782 Kriegsversehrte und 8727 Spätheimkehrer. Sie finanzierten ihre Ausbildung zu einem wesentlichen Teil (zu fast 60%) aus öffentlichen Mitteln. — Im Sommersemester 1956 studierten nur noch 3496 Kriegsversehrte und 2964 Spätheimkehrer an den Hochschulen Westdeutschlands und West-Berlins. Diese Gruppen sind also um mehr als 12 000 Personen zurückgegangen. Hieran wird es hauptsächlich liegen, wenn seit 1951 die Zahl der aus öffentlichen Mitteln Unterstützten nicht nur relativ, sondern auch absolut abgenommen hat. Dabei sind an die Stelle der Renten in der Finanzierung des Studiums die Ausbildungs- und Erziehungsbeihilfen getreten. — Gleichzeitig erhöhten sich die ausgeschütteten Beträge jedoch erheblich, was bewirkte, daß



der Teil der Studenten, der seine Ausbildung ausschließlich aus öffentlichen Mitteln finanziert, relativ und absolut angestiegen ist (für Hessen zwischen 1953 und 1956 allein um 62%).

Die dritte Feststellung lautet: Das Ausschütten öffentlicher Mittel hat zwar zu einer begrüßenswerten wirklichen Hilfe für einen beschränkten Teil der Studentenschaft geführt, ohne das Gesamtbild der wirtschaftlichen Lage unserer Studierenden in den letzten Jahren jedoch zu ändern.

## IV.

Als letzter Ausweg bleibt dem finanziell schlecht gestellten Studenten immer die Werkarbeit neben dem Studium. Der Prozentsatz, der von dieser Möglichkeit Gebrauch machen mußte, betrug in Hessen im Sommersemester 1956 = 46% gegen 48,3% im Sommersemester 1953. Wenn heute die Studenten mehr Geld haben als 1951 oder 1953, so beruht das weitgehend auf der ausgebreiteten Erwerbstätigkeit neben dem Studium. An dieser Stelle setzt die Kritik mancher Seite ein, die unter dem Eindruck einer Anzahl gutsituierter Hochschulbesucher das Werkstudententum für eine im Grund überflüssige Erscheinung hält, die in der Mehrzahl dazu dient, einen oft unangemessenen Luxus zu treiben. Es sei nicht gelegnet, daß sich seit der Währungsreform der Abstand zwischen den gutsituieren und den wirtschaftlich schlecht gestellten Studenten erheblich vergrößert hat. Insofern steckt hinter der eben erwähnten Kritik ein wahrer Kern; er muß nur von dem Fehler befreit werden, daß aus dem Eindruck, den wenige hervorrufen, auf die soziale Lage aller Studenten geschlossen wird. — Aus der Zahl der von Hause aus wirtschaftlich schlecht gestellten Gruppen innerhalb unserer Studentenschaft seien zwei als Beispiel herausgegriffen: Seit 1951 hat sich der Prozentsatz der Heimatvertriebenen und der Flüchtlinge aus der

SBZ an den Hochschulen von 26,4% auf 30,7% (d. h. um etwa 8000 Personen) erhöht. Sie gehören in der Regel nicht zu den Gutgestellten; gerade die jugendlichen Zuwanderer aus Mitteldeutschland erhalten in der Mehrzahl keine Ausbildungsbeihilfen, da ihnen der Ausweis C fehlt, der eine Voraussetzung für die Gewährung von Unterstützungen nach dem LAG bildet. Falls ihre Eltern nicht in der Bundesrepublik wohnen — und das trifft allzu häufig zu —, bleibt der eigene Verdienst die Grundlage der wirtschaftlichen Existenz überhaupt. — Wie sich aus vorläufigen Ergebnissen erkennen läßt, hat der Umfang der Erwerbstätigkeit während der Vorlesungsmonate gegenüber dem Sommersemester 1953 wieder abgenommen; eine Tendenz, die doch zeigt, daß der Student eben nicht immer Geld zu verdienen sucht, denn die Gelegenheit hierzu bietet sich heute weit eher als vor drei Jahren.

Zählen wir alle Studenten, die überhaupt arbeiteten, zusammen, so ergibt sich aus den verschiedenen Fragestellungen des Erhebungsbogens, daß ein erheblicher Teil (rund 25—30%) nicht um der Studienkosten willen erwerbstätig war. Aber mit der Kritik stellt sich sofort die Frage, ob es nicht neben den reinen Ausbildungskosten auch wertvolle Dinge gibt, um deretwillen eine gelegentliche Erwerbstätigkeit sogar wünschenswert sein kann; ob in einer Gesellschaft, bei der die äußere Erscheinung eine so hervorragende Rolle spielt, wo man pragmatisch zu denken gewohnt ist, vom Studenten verlangt werden kann, daß er sich — abstrakten Problemen hingegeben — nur abseits in seine Bücher vergräbt.

Als vierte Feststellung ergibt sich, daß sich in den letzten drei Jahren der Umfang der Erwerbstätigkeit der Studenten nicht verringert hat und noch immer eine Gefahr für die Hochschulen und die Studenten bildet.

## V.

An dieser Stelle sei versucht, ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, das Ergebnis aus der Entwicklung der wirtschaftlichen Lage der Studentenschaft zu ziehen:

Das Elternhaus ist nach wie vor nur zu einem geringen Teil in der Lage, das Studium der Kinder zu finanzieren. Dabei scheint es sich nicht um einen augenblicklichen Zustand, sondern um eine Verschiebung der wirtschaftlichen Struktur innerhalb der Gesellschaft zu handeln. Das Werkstudententum beruht auf dem gesunden Prinzip der Selbsthilfe, jedoch ist es in den letzten Jahren nicht gelungen, das Übermaß an notwendiger Werkarbeit unter den Studenten zu beseitigen oder entscheidend zu vermindern. Selbsthilfe, die zu einer auf die Dauer unerträglichen Belastung führt, verliert ihren Sinn und muß in ihrer heutigen Ausdehnung eher als schädlicher Auswuchs angesehen werden. — Wenn man überhaupt den Wert der wissenschaftlichen Ausbildung anerkennt und sie einem breiten Kreise junger Menschen zugänglich machen will, sind deshalb großzügige Maßnahmen zur wirtschaftlichen Förderung der Studenten unumgänglich.

Gerhard Kath

## Ein trüber Quell

Wer heute auf das Wiedererstehen chauvinistischer und faschistischer Kräfte hinweist, wird in den seltensten Fällen um den Vorwurf herumkommen, er sei ein Übertreiber, habe Ressentiments und im übrigen sei alles halb so schlimm. Der letzte Rest des sich in solche Argumentationen mitunter einschleichenden Zweckoptimismus zergeht jedoch, wenn man sich einmal eine Publikation des Münchener Verlags „Hohe Warte“, wie den „Quell“ ansieht.

In bescheidenem Traktätchengewande gibt sich der „Quell“ in seinem Untertitel auch noch renommistisch als „Zeitschrift für Geistesfreiheit“. Die „Hohe Warte“, von der aus die gegenwärtige politische und geistige Situation gedeutet werden soll, ist kein anderer als die des Ludendorff-Kreises. Es wird nicht nur mit einem Plan zur Wiedervereinigung aufgewartet, sondern sogar eine Revolution angestrebt, die dem „völkischen Zusammenbruch“ abhelfen soll. Selbstredend vollzieht sich diese Revolution zunächst in artreiner Innerlichkeit. Die Leistungen von Frau Mathilde Ludendorff, deren „Philosophie“ in einem Atemzug mit der von Nico, lai Hartmannsch genannt wird, können nach Herrn Carsten Riggers — einem der Wortführer des Traktätchens — auch von „volks- und völkerzerstörenden Mächten nicht zerstört werden. Diese Mächte sind artfremd und freimaurerisch. Also wie gehabt! Das Vokabular von Blut und Mythos, von „gemeinsamem Rasseerbgut“ ist nahezu vollständig, höchstens um einige Nuancen gegenüber Rosenberg und Hitler abgeschwächt. Daß aus der „Stadt der Bewegung“ schon wieder solche trüben Quellen fließen, sollte uns alle zur Wachsamkeit auch gegenüber konventikelhaften Erscheinungen des öffentlichen Lebens mahnen. E. Faber

Photocopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.

Die Photocopie Gesellschaft WESTENDSTR. 47, Tel. 778441

das Bewußtsein, für absehbare Zeit planen und sich einrichten zu können, ist einer sehr großen Zahl der Studenten unerreichbar geblieben. —

Unsere zweite Feststellung lautet, daß trotz des gestiegenen Lebensstandards die wirtschaftliche Unsicherheit der Studenten genau so groß ist wie vor fünf Jahren. —

## III.

Da die Eltern zum größten Teil nicht in der Lage sind, das Studium ihrer Kinder zu finanzieren, denken wir bei den Überlegungen, wie den Studenten geholfen werden kann, an die

GLUTAMINSÄURE-GRANULAT  
HOMBURG

Originalpackung zu 100 g

Indiziert bei:

nervösen Erschöpfungszuständen, allgemeinen Ermüdungserscheinungen, Vorbereitung auf Examina,  
vor anstrengenden Konferenzen

Erhältlich in allen Apotheken



Chemiewerk HOMBURG Aktiengesellschaft  
Frankfurt/Main



GLUTAMETTEN  
HOMBURG

Originalpackung zu 100 Dragées

# VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Unseren Mitgliedern und Förderern wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches und erfolgreiches Neues Jahr!

Wir verbinden damit unseren herzlichen Dank für das Interesse und Wohlwollen, das unsere Mitglieder und Freunde uns im abgelaufenen Jahr entgegengebracht haben, sowie für die finanzielle Unterstützung, die es uns ermöglicht hat, zahlreiche wertvolle Vorhaben der Johann Wolfgang Goethe-Universität und ihrer Institute zu verwirklichen.

Die Entwicklung der Vereinigung hat auch in diesem Jahr gute Fortschritte gemacht, was auch aus der Tatsache ersichtlich ist, daß sich unser Mitgliederbestand und unsere verfügbaren Mittel wiederum recht ansehnlich erhöht haben. Wir hoffen, auch in diesem Jahr durch die Hilfe unserer Mitglieder und Förderer weiter erfolgreich arbeiten zu können.

Mit verbindlichen Grüßen

Ihre

Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.

## Neue Mitglieder:

Dr. J. M. Bansa, Stuttgart, Anzengruberstraße 26

Dr. med. L. Krutoff, Frankfurt a. M., Ludolfusstraße 13

Jakob Graf zu Eltz, Eltville/Rheingau

S. Kgl. Hoheit Ludwig Prinz von Hessen, Wolfsgarten-Langen (Hessen)

## Hochschulnachrichten

### Medizinische Fakultät

Der XI. Internationale Dermatologische Kongreß findet vom 31. Juli bis 6. August 1957 in Stockholm statt.

Die Herbsttagung der Südwestdeutschen Dermatologen-Vereinigung wird am 26./27. Oktober 1957 in Frankfurt a. M. abgehalten.

Herr Prof. Dr. Bernhard de Rudder wurde in den Senat der Deutschen Akademie der Naturforscher (Leopoldina) Halle/Saale gewählt.

Herr Prof. de Rudder hielt auf der Tagung der Oberösterreichischen Ärzte in Linz den einleitenden Festvortrag und nahm an der Tagung der Schweizer Gesellschaft für Kinderheilkunde in Luzern teil.

Herr Prof. Dr. Peter Holtz wurde in den Senat der Deutschen Akademie der Naturforscher (Leopoldina) Halle/Saale gewählt.

### Philosophische Fakultät

Herr Prof. Dr. Hellmut Ritter wurde für das Wintersemester 1956/57 beurlaubt, um für die UNESCO die Vorbereitung eines Katalogs der persischen Handschriften in den Istanbul Bibliotheken zu übernehmen.

Herr Prof. Dr. Friedrich Ohly wurde für das Wintersemester 1956/57 beurlaubt, um einer Einladung des Dekans der Division of the Humanities an der University of Chicago, als Gastprofessor innerhalb des Department of Germanic Languages and Literatures in Chicago tätig zu sein, Folge zu leisten.

Herr Prof. Dr. Erich von Richthofen hat den Ruf auf eine Professur an der University of Alberta in Edmonton/Kanada angenommen.

Herr Dr. Walther Höllner erhielt die Venia legendi für Deutsche Philologie.

Herr Alfonso Führer Lozano hat auf Einladung des „Instituto de Cultura Hispánica“ und der „Junta Nacional del Centenario de Marcelino Menéndez Pelayo“ am Internationalen „II. Congreso de Cooperación Intelectual“ in Santander/Spainien teilgenommen.

Frau Janet M. Caseldine (Universität Bristol) erhielt einen Lehrauftrag für „Englische Sprache“.

### Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Prof. Dr. Helmut Koch hat einen Ruf auf das Ordinariat für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Münster/Westf. erhalten.

Herr Prof. Dr. Julius Wagner hat eine wirtschaftsgeographische Studienreise durch Ost- und Süditalien unternommen.

### Katholische Studentengemeinde

#### Gottesdienste

Sonntags, 3.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.

Dienstags, 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Mittwochs, 7.00 Uhr, Missa für Mediziner in der Rektorskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7.

Donnerstags, 19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Freitags, 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

#### Exerzitien

Im Exerzitienhaus Hofheim/Ts. finden von Dienstag, den 18. bis Dienstag, den 22. Dezember Exerzitien für Studenten statt. Exerzitienmeister ist P. Dr. Seiler, Zürich. Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Gemeinde entgegen. Die Gesamtkosten (einschließlich Unterkunft und Verpflegung) betragen 10,— DM.

#### Sonderveranstaltungen

Wie in den vergangenen Jahren findet auch in diesem Jahr ein Skilager der Katholischen Studentengemeinde statt. Abfahrt: 26. Dezember. Rückkehr: 6. Januar. Das Lager wird in Pichl an der Enns/Oststeiermark durchgeführt. Der Preis für Fahrt, volle Verpflegung und Unterkunft beträgt 90,— DM. Anmeldungen nimmt das Sekretariat der Gemeinde entgegen.

#### Vorankündigung

Der „Tag der Katholischen Studentengemeinde Frankfurt“ ist in diesem Wintersemester der 20. 1. 1957.

Der Festgottesdienst findet um 8.30 Uhr s. t. in der Aula der Universität statt.

Anschließend (um 11.00 Uhr s. t.) spricht im Hörsaal H der Universität Dr. Mario von Galli, Zürich, über das Thema: „Unser verändertes Leben vor dem Anruf Gottes“.

Um 18.00 Uhr im Kasino des Römers: Beginn des Gesellschaftsabends. Karten zu 3,— DM sind im Sekretariat erhältlich.

## Luisse Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN  
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

### KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke  
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 77 55 89

Wir machen unsere Mitglieder auf die Veranstaltungen der „Neuen Bühne“ im Januar und Februar 1957 aufmerksam:

## „HOCHWASSER“

von Günter Krafft

(Uraufführung)

Um 20.00 Uhr im Festsaal des Studentenhauses der Universität.

20. 1. 1957 Premiere

21., 25., und 26. 1. 1957

2., 4., 5. und 6. 2. 1957

Für sämtliche Veranstaltungen mit Ausnahme der Premiere ist der Eintritt für unsere Mitglieder gegen Vorzeigen unserer gelben Mitgliedskarte frei.

Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M.

Verband der Chemischen Industrie e. V., Frankfurt a. M.

Karlstraße 21

Akademie für Welthandel, Börse, Dr. Dederer, Frankfurt a. M.

Josef Hilfrich, Wissensch. Buchhdlg., Frankfurt a. M., Gräfstr. 85

Verein Deutscher Maschinenbau-Anstalten e. V., Frankfurt a. M.,

Barckhausstraße 16

Deutsche Industrie-Finanzierung AG., Frankfurt a. M.,

Arndtstraße 15

### Evangelische Studentengemeinde

#### Gottesdienste

So., 2., 9., 16. Dez., 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses.

#### Hochschulabende

Mi., 5. Dez., 19.15 Uhr, Hörsaal H der Universität: D. Dr. Eberhard Müller, Bad Boll: „Die Überwindung von Klassenkampf und Gruppenegoismus“.  
Mi., 12. Dez., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Studentenfarrer Dr. Böhme: „Die Erschaffung des Menschen“.

#### Sonstige Veranstaltungen

So., 2. Dez., 16.00 Uhr, Großer Klubraum des Studentenhauses: Adventsfeier.

Mo., 10. Dez., 19.15 Uhr, Kleiner Klubraum des Studentenhauses: Seminar des Studentenfarrers: „Laiendogmatik nach der Augsburger Konfession“.

Sa./So., 15./16. Dez., Evangelische Akademie Arnoldhain/Ts.: „Bereitet dem Herrn den Weg“. Stille Tage zur Vorbereitung auf Weihnachten mit Studentenfarrer Johannes Viebig, Erlangen, und Studentenfarrer Dr. Wolfgang Böhme. — Tagungskosten 4,60 DM Anmeldung im Sekretariat Zimmer 32 des Studentenhauses (täglich — außer sonntags — von 9.00 bis 12.00 Uhr).

Di., 18. Dez., 19.30 Uhr, Kleiner Klubraum des Studentenhauses: Ev.-kath. Arbeitsgemeinschaft: „Wie kommen wir besser miteinander aus?“

Mi., 19. Dez., 18.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Andacht und Auf-führung des Oberuferer Christgeburtsspiels.

Mi., 19. Dez., 19.30 Uhr, Mensa II: Weihnachtsfeier mit geselligem Beisammensein.

#### Selbstverwaltung

„Der gestiefelte Kater“ nennt sich eine Neuzensurierung der Frankfurter Studiobühnen. Der Stoff ist nach dem Märchen der Brüder Grimm von Klaus Schlette bearbeitet und einstudiert. — Diese Aufführung ist als Fortführung einer noch jungen, jedoch sehr begrüßenswerten Tradition unserer Studentenszene gedacht, armen Kindern aus Waisenhäusern, Kindergärten usw. eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Uraufführung ist am Sonntag, dem 16. Dezember 1956, nachmittags 16.00 Uhr. Weitere Vorstellungen: Montag, den 17., Dienstag, den 18., Freitag, den 21. und Samstag, den 22. Dezember. Karten an der Pfortnerloge des Studentenhauses.

#### DISKUS

Der kommissarische AstA der Frankfurter Universität beschloß, dem Sozialamt des VDS einen Betrag von 4000,— DM zur ersten Hilfeleistung für geflüchtete ungarische Studenten zur Verfügung zu stellen. — Ein weiterer Betrag von 20 000,— DM wurde, in Zusammenarbeit mit dem DRK, für in Frankfurt studierende ungarische Flüchtlinge bereitgestellt, so daß nunmehr insgesamt 30 000,— DM für diesen Zweck zur Verfügung stehen.

#### DISKUS

Gemeinsame Aktionen gegen das Vertriebsverbot studentischer Publikationen durch den Rektor der Universität Köln beschlossen die in Blankenberg/Sieg tagenden Studentenzeiten und Zeitschriften. — In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auch Exemplare des DISKUS vom AstA der Uni Köln konfisziert und die Kasse beschlagnahmt worden ist.

#### DISKUS

Die regionalen Studentenzeiten „Deutsche Studentenzeitung“, „Colloquium“ und DISKUS kamen überein, an Hochschulen und Universitäten in Zukunft keine Freixemplare mehr auszugeben. Durch diese Vereinbarung wird besonders die „Deutsche Studentenzeitung“ betroffen, die monatlich 10 000 vom Bundespresseamt finanzierte Hefte an die Hochschulen Berlins und des Saarlandes liefert.

Die von der Mitgliederversammlung des VDS in Grömitz beschlossene Beitragserhöhung ist erneut in Frage gestellt, da der Landesverband Nordrhein-Westfalen bei Realisierung dieses Beschlusses mit seinem Austritt aus dem Verband gedroht hat.

#### DISKUS

## Die Buchhandlung für den Mediziner

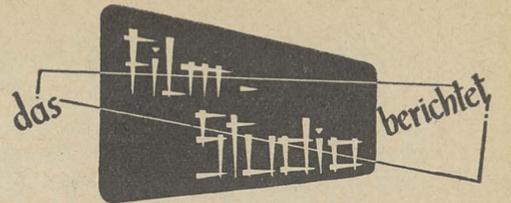
## JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 6 1993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134 Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken



Mittwoch, den 12. Dezember 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Donnerstag, den 13. Dezember

An die Freude (Till Glädje)

Ingmar Bergmann, 1949

Jubiläums-Sonderveranstaltung am 14. Dezember:

Nicht mehr fliehen von Herbert Vesely, 1955, und

Le Sang d'un Poète von Jean Cocteau, 1931

Mittwoch, den 19. Dezember 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Donnerstag, den 20. Dezember

Wir sind keine Engel (We are no Angels)

Michael Curtiz, 1955

Mittwoch, den 9. Januar 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Donnerstag, den 10. Januar

Der Abtrünnige (Le Défroqué)

Léo Joannon, 1954

Dienstag, den 15. Januar 20.00 Uhr

Vortrag von Ludwig Thomé über:

Der sowjetische Film

Mittwoch, den 16. Januar 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Donnerstag, den 17. Januar

Souvenirs perdus (Originalfassung mit Untertiteln)

Christian-Jaque, 1950

### WAHLERGEBNISSE

Die Beteiligung an der Neuwahl zum Frankfurter Studentenparlament war diesmal überraschend hoch. Mit einer Beteiligung von 51,56% wurde fast der Stand der Jahre 1950—1952 erreicht. Nach Fakultäten ergibt sich folgendes Bild:

Juristische Fakultät: 57,2%

Medizinische Fakultät: 64,6%

Philosophische Fakultät: 44,0%

Naturwissenschaftliche Fakultät: 45,5%

WISO Fakultät: 53,2%

Bei der Urabstimmung über die neue Satzung stimmten von 6731 Abstimmungsberechtigten 2185 (= 44,1%) für und 230 gegen den neuen Entwurf. 564 Studenten enthielten sich der Stimme.



BOCKENHEIMER WARTE · RUF 77 1657

## Nächster Redaktionsschluß: 7. Januar 1957

### Ergebnis der Meinungsfrage an der Wahlmaschine

Es haben insgesamt 1364 Studenten ihre Stimmen abgegeben.

#### Frage I

Halten Sie die studentische Selbstverwaltung zu Ihrer Interessenvertretung für notwendig?

Ja: 1177 Nein: 61 Enthaltungen: 28

#### Frage II

Halten Sie die Trennung von Legislative und Exekutive in Parlament und AstA für richtig?

Ja: 914 Nein: 209 Enthaltungen: 123

#### Frage III

Halten Sie die Angabe der Zugehörigkeit zu einer studentischen Vereinigung auf den Aushängen für notwendig; auch auf die Gefahr hin, daß Wähler dann nicht mehr die eigentliche Qualifikation der Kandidaten beachten könnten?

Ja: 865 Nein: 310 Enthaltungen: 76

#### Frage IV

Gefallen Ihnen die Universitätsneubauten äußerlich und in der Einrichtung?

Ja: 642 Nein: 249 Enthaltungen: 356

#### Frage V

Sollen Preiserhöhungen in der Mensa abgefangen werden, durch Erhöhung der Sozialgebühren?

Ja: 392 Nein: 553 Enthaltungen: 296

#### Frage VI

Soll die Straßenbahn die Linienkarten zugunsten einer verbilligten Netzkarte (etwa 9,— bis 10,— statt 12,— DM) abschaffen?

Ja: 785 Nein: 249 Enthaltungen: 220

Die Redaktion des DISKUS hatte den Eindruck, daß in vielen Fällen der Reiz der Technik über die Ernsthaftigkeit der Beantwortung den Sieg davon getragen hat. Man sollte daher nicht in den Fehler verfallen, Ergebnisse dieser Umfrage in irgendeiner Form zu benutzen.

# Der Beitrag der Studenten

Am Puls gefühlt

Die Dramatik der politischen Ereignisse in Ungarn hat auch die Studenten ergriffen. Aufstand — Kampf gegen gepanzerte Macht — Triumph eines scheinbaren Sieges — brutal erzwungene Niederlage — wer konnte daran vorübergehen und seinem privaten Bereich die gewohnte Aufmerksamkeit widmen. Schienen nicht unsere eigenen Pläne unwesentlich und bedeutungslos neben dem, was dort in Ungarn geschah? In der Mensa, auf den Gängen und in den Hörsälen neue Meldungen besprochen und kommentiert, und immer wieder kam die Frage „Was können wir tun?“.

Vertreter fast aller studentischen Vereinigungen unserer Universität folgten einer Einladung des Allgemeinen Studentenausschusses und des World University Service zu



einer Besprechung über Pläne der Hilfeleistung für Ungarn. Ein Komitee wurde gegründet, das die Pläne ausarbeiten und der Vollversammlung der Studenten vorlegen sollte.

Die Beteiligung an der Vollversammlung war außergewöhnlich. Magnifizienz betonte in seiner Ansprache die Verpflichtung der Studenten, den Kampf eines Volkes für seine Freiheit zu achten und den Opfern dieses Kampfes, der Bevölkerung und den Flüchtlingen, materielle Hilfe zu leisten. Die Vorschläge des „Komitee für Ungarnhilfe“ für eine Hilfsaktion wurden gebilligt und folgende Maßnahmen beschlossen:

1. eine Sammlung unter den Professoren und Studenten für ungarische Kommilitonen;
2. eine Haus- und Straßensammlung — in Verbindung mit dem Deutschen Roten Kreuz — im Stadtgebiet von Frankfurt;
3. die Sammlung von Sachspenden.

Etwa 300 Studenten stellten sich spontan für die Durchführung dieser Aktionen zur Verfügung. Über 1000 DM erbrachte die Sammlung nach Beendigung der Vollversammlung.

Während der Sammelwoche vom 9.—15. November beteiligten sich mehr als 500 Studenten und einige Schüler Frankfurter Oberschulen an den Hilfsmaßnahmen. Die meisten waren viele Stunden, oft mehrere Tage, mit den Sammelbüchsen und Listen unterwegs. Über 250 Sachspenden — Kleidung, Nahrungsmittel, Medikamente — wurden abgeholt und zum DRK gebracht. Im Organisationsbüro im Studentenhaus brannte das Licht noch spät in der Nacht.

Die Frankfurter Bevölkerung unterstützte bereitwillig die Sammlung der Studenten. Neben den vielen Einzelspenden erhielten wir Spenden der Krankenschwestern der Universitätskliniken, Beträge von Schulklassen, Vereinen und Firmen. Die Studentengemeinden stellten den Ertrag der bei den Bittgottesdiensten gesammelten Kollekten zur Verfügung. Insgesamt wurden über 90 000 DM gesammelt. Fast 7000 DM stehen, als Ertrag der Universitätssammlung, für ungarische Studenten zur Verfügung. Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Universität stellte zudem 4 Stipendien (je 1000 DM) für ungarische Studenten bereit.

Das Ergebnis der Sammlung hat Mühe, Zeit und Anstrengungen gelohnt. All denen, die sich bei der Hilfsaktion der Frankfurter Studenten eingesetzt haben, sei hierfür noch ein-

mal herzlich gedankt. Unsere Verpflichtung zu helfen ist jedoch nicht abgegolten mit einer Sammlung. Das Herz muß wachbleiben! Denken wir daran, wenn in einigen Wochen ungarische Kommilitonen neben uns im Hörsaal sitzen.

Günter Kurtz

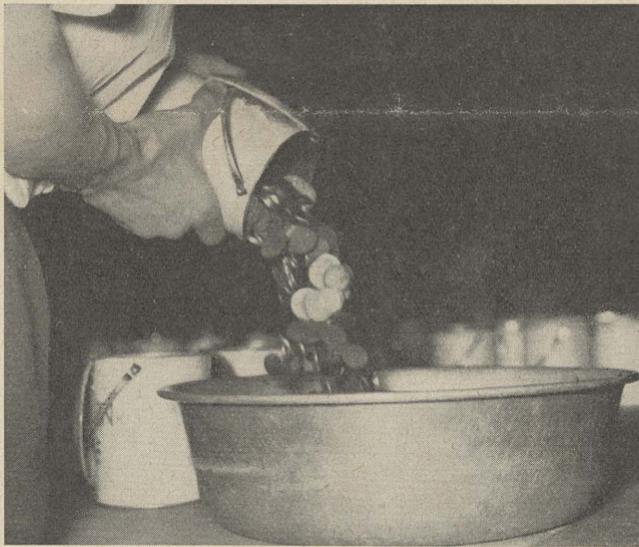
\*

Die Begeisterung, die in der Vollversammlung am Donnerstag ausgebrochen war, reichte noch tief in den Freitag hinein — die Sammelbüchse wurde laut geschüttelt, das Gefühl „etwas zu tun“, war großartig und schürte den Eifer. Dabei war am ersten Tag der Sammlung kaum mehr zu tun, als sich neben einen Zeitungsverkäufer zu stellen, der die Schlagzeilen der „Bildzeitung“ oder der „Abendpost“ ausrief. Die Spenden regneten dann in die hingestreckten Sammelbüchsen. Viele Leute sprachen uns an — Sympathie für die Ungarn, Ablehnung, Haß gegen die Russen, viel echtes Mitgefühl. Daneben gab es auch dumme Fragen — seid ihr Ungarn? Bezeichnend waren Zurufe, daß wir den Ungarn nicht Medizin, sondern Panzerfäuste schicken sollten, dazu detaillierte Anleitungen, wie man solche Handwerkszeuge bedient.

Schwierig wurde das Sammeln am Samstag. Langsam machten sich technische Einzelheiten bemerkbar — manche der zugeteilten Sammelgebiete waren offensichtlich „abgegrast“, man begegnete immer wieder denselben einkaufenden Hausfrauen, mehr Leute gingen mit abgewandtem Gesicht vorbei. Dazu setzte Regen ein, Kälte und schließlich Dunkelheit, sind entmutigend. Man stellt Berechnungen an, ob es nicht rentabler wäre, im Schnelldienst eine Arbeit anzunehmen und das Ergebnis in die Büchse zu stecken.

Am Sonntag hatte sich die Spendefreudigkeit schon recht abgenützt — aber jetzt bekommt der Sammler Routine. Ein Blick genügt, und man erkennt den freiwilligen Geber und den hoffnungslosen Fall. Die dazwischenliegenden Kategorien müssen angesprochen werden, man muß ihnen in die Augen schauen, ihnen den Weg verstellen, sie anpacken, wenn sie gerade Kleingeld in der Tasche haben: an der Straßenbahnhaltestelle, an der Kinokasse, noch besser im Café, wenn sie vor dicken Cremetorten sitzen und sich luxuriös fühlen.

Erfolg macht mutig, man erlebt, daß die Spenden nicht mehr vom Zufall abhängen, sondern von der eigenen Findigkeit und psychologischen Kenntnis, beziehungsweise von der Unverschämtheit, die man an den Tag zu legen wagt. Einerseits macht so etwas Spaß — aber man fragt sich, wo hier die Grenze zu liegen hat. Der psychologische Sport erscheint gerechtfertigt durch die gute Sache, der er dient. Andererseits muß man doch auch dem Ernst der Situation Rechnung tragen — man darf den Unwillen über den aufdringlichen Sammler nicht auf die Sache überspringen lassen.



Stärkere Einwirkung hinterlassen die Mißerfolge. Die günstige Gelegenheit amerikanischer Gottesdienste und Klubs am Sonntagabend verlangt geradezu danach, ausgewertet zu werden. Ein großes Schild wird gemalt, die Englischkenntnisse mobilisiert — die Hoffnung auf Hunderte von Dollars ist groß. Doch die Amerikaner sind mißtrauisch. Offensichtlich haben sie schon sehr viel schlechte Erfahrungen gemacht. Dazu steht auch noch ein „professioneller“ Bettler an der nächsten Türe! Gegen den eigenen Willen betont man immer mehr, daß man Student ist, daß man nicht für den eigenen Vorteil arbeitet... und haßt sich selbst dafür. Die Anderen aber, die dann doch geben, trösten durch ihre Großzügigkeit und ihr Verständnis.

Die eigentliche Sammlung ist vorüber. Man möchte wieder Vorlesungen hören. Aber das gesammelte Geld muß unter Aufsicht von Beamten des Roten Kreuzes aus den Büchsen geholt, sortiert, in Säcke verpackt und auf die Bank transportiert werden.

Das Gerede von der Interessenlosigkeit der Frankfurter Studenten an der Vertretung ihrer hochschulpolitischen Forderungen und Wünsche ist verhallt. Das Ergebnis der Neuwahl zum Studentenparlament hat alle die eines Besseren belehrt, welche glaubten, die Studenten seien an der Wahrnehmung ihrer Belange nicht interessiert. Damit sind auch Spekulationen derer irrelevant geworden, die die Studenten von der Universität weg in den kleinen Bereich einer selbstzufriedenen, vereinsmäßigen „Selbst“-Verwaltung zu manövrieren gedachten. Die neue Satzung der Studentenschaft spricht in ihre Präambel klar und eindeutig von studentischer „Mitverwaltung der Universität im Sinne des Art. 60 der Hessischen Verfassung“. Diese Satzung wurde mit großer Mehrheit zugestimmt. Wir glauben, daß es nun in die Hand der Verantwortlichen gegeben ist, realisierbare Möglichkeiten zu finden.

Der DISKUS veröffentlicht in seiner „wissenschaftlichen Beilage“ dieser Ausgabe einen Auszug aus den vom Hochschulausschuß des VDS vorgeschlagenen Strukturveränderungen unserer Universitäten. Diese Vorschläge sind von der Delegiertenkonferenz in Berlin einstimmig gebilligt worden. Jeder, der sich diese programmatische Übersicht einmal näher betrachtet — und das sollte eigentlich jeder tun — wird feststellen, daß hier nun endlich jene Wünsche und Pläne Gestalt angenommen haben, die besonders von der Nachkriegsgeneration (unseren heutigen Jungakademikern) mit Nachdruck — leider aber vergebens — gefordert worden sind. Gewiß werden sich Studenten und Vertreter der Rektorenkonferenz nicht in allen Thesen einig sein. Bedenken werden angemeldet und diskutiert werden. Wir werden in einer unserer nächsten Ausgaben näher darauf eingehen. An dieser Stelle soll von der sich für uns und für unsere Vertreter in der Universität ergebenden Verantwortung gesprochen werden. Das kann nicht nachdrücklich genug geschehen. Wir haben nunmehr eine letzte Chance, ernst zu machen mit dem Mühen um die studentische Mitverwaltung. Es muß endlich klar werden, daß sich diese Arbeit nicht im Absitzen von Senats- oder anders gearteten Sitzungen erschöpft, daß, sagen wir es ehrlich, die Angst vor dem später einmal prüfenden Professor überwunden wird, daß auf studentischer Seite allzu billige Polemik besserer sachlicher Fundierung weichen muß.

All das sind Gedanken, die einen „Alten“ bewegen, der Monate und Jahre an das fragwürdige Ding Selbstverwaltung Zeit gegeben hat. Der DISKUS wird, wie er es immer getan hat, aufmerksamer Beobachter bleiben und offen auf die Mißstände hinweisen.

Ein erneuter Beginn liegt vor uns. Wir haben allen Grund zur Zuversicht. Wenn fast 52% der Frankfurter Studenten die „Mühsal“ einer Stimmabgabe auf sich nehmen, scheint das eine verheißungsvolle Basis zu sein. Es liegt allein an den nun gewählten Vertretern, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Sollten jedoch Parlament und ASTA ihre Aufgaben wiederum darin sehen, sich uninteressant zu machen, und ohne Profil zu bleiben, so wäre dies das Ende studentischer Möglichkeiten in unserer Universität. Dann täte selbst der DISKUS besser daran, diese Spalten der Anzeigenverwaltung zur Verfügung zu stellen.

hs.

Welch schmutzige, langwierige Arbeit! Doch es befriedigt, die vollen Büchsen zu sehen, die zwei Hundertmarkscheine, die auch darin waren, zu bewundern, oder über die ausgefallenen fremdländischen Münzen zu staunen.

Wer hat schließlich schon einmal Gelegenheit gehabt, bis zur Achsel in silberne Markstücke greifen zu können, oder das Geld buchstäblich sack- und zentnerweise herumtragen zu können. (Einmal brach sogar die Tischplatte vom Gewicht der vielen Münzen!) Wer bekommt schon sonst einmal Muskelkater in den Fingerspitzen vom Geldsortieren!

Wenn auch das anfangs so stolze Endergebnis jetzt, in Anbetracht der immer stärker anwachsenden Zahl der Flüchtlinge, nur noch wie ein Tropfen auf einem heißen Stein erscheint, so war die Sammlung doch ein schöner Erfolg. Es erwies sich, daß die Spendefreudigkeit der Bevölkerung erstaunlich hoch sein kann, wenn es sich um eine so wichtige Sache handelt. Noch schöner war, daß die Hilfsbereitschaft an unserer Universität so groß war. Wäre es nicht möglich, die Zusammenarbeit und Freundschaft, die während dieser gemeinsamen Hilfsaktion vorherrschte, weiterwirken zu lassen und so den bösen Ruf unsere Universität, ein „Massenbetrieb“ zu sein, Lügen zu strafen?

Ein Sammler

## Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)  
Telefon: 93633 u. 95264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Ebert-Küchenhoff-Meiß

## DAS AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT

15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse  
Das Werk erscheint in ca. 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden. Sechs Lieferungen liegen bereits vor, die restlichen erscheinen in rascher Folge.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSORF  
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39A

## Camera

Lichtspiele

AN DER BOCKENHEIMER WARTE

Gräfstraße 79

Telefon 777291

Anfangszeiten:

14.15 · 16.30 · 18.45 · 21.00 Uhr

Nur 2 Minuten von der Universität erwartet

Ihren Besuch

# Vom Sinn des akademischen Studiums

Immatrikulationsrede

von Magnifizenz H. Coing, Vorsitzender der westdeutschen Rektorenkonferenz

Als Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität möchte ich Sie heute im Namen der akademischen Gemeinschaft begrüßen und in diesem Hause herzlich willkommen heißen. Es ist wohl angemessen, wenn ich mit diesem Gruß einige Worte über den Sinn des akademischen Studiums verbinde.

Als Studenten erwarten Sie von der Universität zweierlei: eine gründliche Fachausbildung zuerst, aber darüber hinaus etwas, das man als akademische oder als Allgemeinbildung bezeichnen kann. Hierbei ist oder scheint der Begriff des Fachstudiums klar und deutlich zu sein. Problematisch ist dagegen der zweite Begriff, der der Allgemeinbildung. Wohl spricht man gern im Zusammenhang mit der Universität von der „universitas litterarum“, der Einheit der Wissenschaften und er von ihr ausstrahlenden Bildungswirkung; aber es ist unsicher, was damit eigentlich praktisch gemeint ist, und Sie selbst werden davon gehört oder gelesen haben, daß sich das oft gebrauchte Wort von der Krise der Universität gerade auf diese akademische Allgemeinbildung bezieht.

Was ist also der Bildungsbegriff der deutschen Universität der Gegenwart?

## I.

Hier gilt es, zunächst einige Mißverständnisse abzuwehren. Die deutsche Universität der Gegenwart vermittelt keine Allgemeinbildung, wenn man darunter einen festen, abgegrenzten Bestand an repräsentativem Wissen versteht. Sie tut es nicht, und kann es auch gar nicht.

Damit soll nicht geleugnet sein, daß es sich hier um einen echten Bildungsbegriff handelt.

1. Allgemeinbildung in diesem Sinne sind diejenigen Kenntnisse und Einsichten, die eine bestimmte Gesellschaft in einer bestimmten geschichtlichen Epoche von ihren Gebildeten erwartet. Gebildet ist, wer dieses Wissen besitzt. Es handelt sich dabei naturgemäß um diejenigen Kenntnisse, welche die in Betracht kommende Gesellschaft als Grundlage ihrer geistigen Existenz ansieht. Der Vorgang der Bildung, das Bilden oder Sichbilden, meint dann, daß jemand in dieses Wissen, in diese Kenntnisse eingeführt wird. In diesem Sinne hat ein zeitgenössischer französischer Historiker, Marrou, die Erziehung definiert als: „die gesellschaftliche Technik, durch welche eine Gesellschaft die junge Generation in die Werte und die Verfahrensweise einführt, welche das Leben dieser Kultur charakterisieren.“

Es entspricht der Verschiedenheit und der Individualität der einzelnen geschichtlichen Epochen, daß der Inhalt dessen, was man jeweils als Allgemeinbildung bezeichnet, sich wandelt. In der Geschichte unserer Kultur tritt klar umrissen zunächst das Bildungsideal der Antike uns entgegen. Sie hat sich im frühen Hellenismus herausgebildet, und in ihrem Mittelpunkt stand neben der Gymnastik eine wesentlich ästhetische Erziehung. Das Schwergewicht dieser Bildung soweit es sich um die Formung des Geistes handelte, lag auf dem Studium der klassischen Autoren, des Homer, vor allem der Ilias, eines Kanons von Lyrikern, zu denen Pindar gehörte, der großen Tragiker, vor allem des Euripides. Dazu kamen einige Historiker, wie Herodot und Thukydides. Andere Geistesdisziplinen, wie Mathematik und Musik, gehörten zwar auch zur Grundausbildung des antiken Gebildeten, traten aber im Laufe der Entwicklung in der Bedeutung zurück. Zu dieser Grundlage traten dann als höhere, wenn man so sagen darf, als akademische Bildung, die Rhetorik, die Technik und Kunst der Rede.

Der Bildungsbegriff des Mittelalters ist in seinen Grundlagen noch von der Antike her bestimmt. Er umfaßt die sogenannten „artes liberales“, die Grammatik, Dialektik, d. h. Elementar-Logik, und Rhetorik, das sogenannte Trivium, und Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, das sogenannte Quadrivium, dabei liest man meist antike, namentlich späte lateinische Autoren. Aber die sich daran anschließende höhere Bildung sieht wesentlich anders aus. An die Stelle der Alleinherrschaft der Rhetorik ist nun vielmehr die Theologie und Philosophie, ist die Scholastik getreten.

geschichten das Lob des Dichters ob seiner lebendigen Schilderung kindlichen Wesens steht. Die Beschreibung des stillen Daseins in Soltane, des innigen Beieinanders von Mutter und Sohn in der Abgeschiedenheit von der Welt, des Zwiespaltes zwischen Mutterliebe und Fernweh in der Brust des Knaben, der schließlich zu dessen Ausritt führt, wobei der Mutter das Herz bricht — dies alles erscheint dem Leser des 19. und 20. Jahrhunderts als das erste Beispiel einer wahrhaft menschlichen, warmherzig-aufgeschlossenen epischen Poesie, die dann in den großen Entwicklungsromanen Grimmelshausens, Goethes, Gottfried Kellers ihre Weiterentwicklung findet. Aber das heißt die Erzählung mit Goethes oder Kellers Augen lesen. Stellt man sich zunächst auf eine ganz „positive“, d. h. die einfache Aussage des Textes allein berücksichtigende Lektüre ein, so bemerkt man bald, daß er eine Fülle von sehr seltsamen und unverständlichen Passagen enthält. Ich kann davon nur einiges andeuten: Parzival ist ungehorsam, denn er verläßt die Mutter gegen ihr Gebot und obwohl sie ihm alle Liebe angedeihen läßt; andererseits ist er ihr aber aufs Wort gehorsam, denn er befolgt alle ihre Lehren getreulich — aber gerade dieser Gehorsam wird bestraft und der Ungehorsam wird belohnt, denn ohne den Ausritt wäre der lieblose Knabe nie Gralkönig und damit Erlöser der Ritterschaft geworden. Er verletzt also das vierte Gebot, und zugleich befolgt er es. Eine ähnliche Unvereinbarkeit zeigt das Bild der Mutter: sie zieht dem Knaben Narrenkleider an, damit die Leute ihn verspotten und schlagen und dadurch zur Rückkehr bewegen sollen; zugleich aber gibt sie ihm Ratsschläge wie er gut vorankommen könne. Sein Weg danach ist alles andere als Entwicklung. Er geht wie blind durch die Welt, er macht nicht die geringsten Erfahrungen, er sieht gar nichts, sondern richtet sich immer nur nach einer Lehre. Die Realität, der er begegnet, ist nicht das faktische Vorhandensein von Dingen und Menschen, sondern das „Wort“ der Mutter, des Gurnemanz, des Trevrizent. Er „erfährt“ die Welt nicht wie Wilhelm Meister oder der Grüne Heinrich, sondern er „erlernt“ sie. So steht es einfach im Text, und auch die treffendste Übersetzung kann daran nicht das geringste ändern.

Die erste Voraussetzung zur Begegnung mit der Dichtung, die „Verfremdung“, geschieht hier also einfach dadurch, daß man die Aussage des Textes in allen Einzelheiten ernst nimmt, auch dann, wenn sie unsinnig erscheint. Das Hören darf nicht immer gleich das Verstehen sein wollen. Denn gerade in dem uns absurd Erscheinenden verbirgt sich dasjenige, wodurch sich die Wirklichkeit der Dichtung konstituiert. Historisch zu denken bedeutet, im Wissen um die eigene historische Bedingtheit sich des Nichtwissens um die der Dichtung gewiß zu werden, und das heißt praktisch: jenes Absurde als sinnvoll zu postulieren, das eigene Gefühl auszuschalten und den Gedanken des Textes nach-zu-denken — wozu freilich nötig ist, sich des nachromantischen falschen Vorurteils über den Unwert des Denkens zu entledigen. Auf unser Beispiel bezogen bedeutet es, daß wir alle unsere Vorstellungen über Jugendlichkeit, Muttertum, Erziehung, Lehre, Wirklichkeit der Dinge und manches andere abtun und zuerst fragen müssen, was Wolfram wohl darunter verstanden haben könne. Das eigentlich Historische steckt ja doch immer in der Haltung des Menschen gegenüber der Welt, im Inhalt seines Bewußtseins, und dieser manifestiert sich im Inhalt der Allgemeinbegriffe, der natürlich, weil der jeweiligen Zeit (oder doch dem Betrachter selbst) selbstverständlich, verborgen bleibt und sich immer nur mittelbar kundtut. Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf diesen uns fremden Inhalt, so zeigt sich, daß Wolfram beispielsweise unter „Jugendlichkeit“ die Ausgangssituation des Menschen versteht, der infolge der

Erbsünde von Gott geschieden ist und wie ein fast gänzlich zerstörtes Gebäude erst wieder erbaut werden muß. Diese Erbauung (aedificatio) oder reparatio macht den Inhalt des Lebens aus. Das Ruinöse solcher Existenz zeigt sich in einem nur noch bruchstückhaften Wissen, das als Rest der einstigen geschöpflichen Weisheit in der Gottnähe der Belehrung bedarf, damit es wieder zur Weisheit werde. Solche Belehrung kann aber nicht die Welt selbst (durch Erfahrung in ihr) vermitteln, da diese in dem gleichen erbsündigen Zustande ist. Sie kann nur vom „Wort“ her kommen, in dem allein Wahrheit ist, da es seinen Ursprung in Gott hat. Das Reifwerden ist also ein stufenweises Auferbauen durch die Orientierung am Worte. Die „Lehre“ ist daher auch nicht nur guter Rat des Erfahrenen, sondern ist Substanz, „Wirklichkeit“ des Lebens selbst, die vom Lehrer in den Schüler übergeht und dort Wirklichkeit zeugt, wie einst das Licht wurde, als Gott sprach: es werde Licht. — Versteht man den Text in dieser Weise historisch, so wird er auch uns sinnvoll.

Man mache sich frei von dem Vorurteil, das „Historische“ könne anders als denkend erfaßt werden! Das Goethesche: „wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!“ bezieht sich nicht darauf, sondern auf jenes menschlich Letzte, das zu allen Zeiten immer das gleiche war, und gerade der Weg dahin ist nur über den Umweg des Denkens möglich, wenn anders der „Geist der Zeiten“ nicht immer nur „der Herren eigener Geist“ sein soll. Der direkte Weg (etwa indem man Wolframstellen durch Goethezitate zu erhellen sucht) ist ein Kurzschluß. Daß beide, Wolfram wie Goethe, letztlich den selben, allzeit gleichen Menschen meinen, wird nur wirklich herausgebracht, wenn man die ganz anderen Wege sieht, auf denen sie zu diesem Ziel gehen. Man hat den „Parzival“ mit dem „Faust“, Homers Ilias mit dem Nibelungenlied verglichen. Soll ein solcher Vergleich zulänglich sein, so muß ihm die Erkenntnis der „Wirklichkeit“ jedes dieser Werke vorangehen, denn erst am Ergebnis solchen Bemühens läßt sich aufzeigen, wo das Vergleichbare eigentlich ist.

In der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte hat Wolfgang Schade-waldt kürzlich einen Aufsatz „Faust und Helena“ veröffentlicht, in dem es einleitend heißt: „Vermutlich würde die Interpretation der großen Dichterwerke nicht wenig an Sicherheit gewinnen, wenn man mit der Einsicht ernst machen wollte: daß das große Kunstwerk zwar in der ihm eigenen Totalität unausschöpflich ausdeutbar ist . . ., daß es andererseits aber einen einzigen Elementarhorizont des Kunstwerks gibt, der zwar verschiedenen ‚richtigen‘ Deutungen Raum gewährt, aber seinerseits nicht verlassen werden darf, ohne daß man ins Falsche und Unsinnige gerät.“ Und er führt seine Untersuchung so durch, daß er danach fragt, was bei Goethe die Schönheit (als deren Verkörperung Helene erscheint) eigentlich sei. Damit begibt er sich auf den Weg, den Goethe selbst gegangen ist, er versucht, „den Charakter der Wirklichkeit näher zu bestimmen, der in der ‚Faust‘-Welt herrscht“, er sucht nach dem „Orte des Rätsels“. Daß wir die Dichtung befragen, ist unser Anliegen; aber wie wir sie zu befragen haben, das steht nicht bei uns, sondern bei ihr.

Die Wissenschaft steht vor der Dichtung, nicht urteilend über oder verehrend unter ihr. Sie steht vor ihr wie der Schriftsteller vor der Realität, nur mit anderer Absicht. Was Hugo Friedrich in seinem schönen Buch über die Struktur der modernen Lyrik sagt, das gilt auch für die Dichtung älterer Zeiten: „Man mag sie lieben oder sich von ihr verabschieden. Aber es muß eine erkennende Liebe und ein erkennender Abschied sein.“

Zieht man schließlich noch das deutsche Bildungsideal etwa des 19. Jahrhunderts heran, so bemerkt man, daß unter dem Einfluß des deutschen Klassizismus wiederum das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker die Grundlage der Bildung darstellt, daß sich daran aber nun die Kenntnis der eigenen deutschen klassischen Literatur und unter dem Einfluß der Romantik auch die Kenntnis der Kunst des deutschen Mittelalters anschließt.

Fragt man sich aber, welche konkreten Bildungsgüter heute um die Mitte des 20. Jahrhunderts in Deutschland als Bestandteil der Allgemeinbildung im hier erweiterten Sinn anzusehen sind, so wird man wegen der Abgrenzung in Verlegenheit kommen. Während in den vergangenen Epochen, von denen ich eben gesprochen habe, ein fester Kanon der Bildungsgüter existiert hat, ist es unmöglich, heute von einem solchen Kanon zu sprechen. Wohl könnte man die Formel aufstellen, zur allgemeinen Bildung gehören die Grundlagen der Naturwissenschaften und die Hauptwerke der europäischen Geistesentwicklung; aber diese Formel ist schon so umfassend, daß kaum einer unter uns ihr genug tun könnte. Unsere Zeit ist vielmehr dadurch charakterisiert, daß einheitliche Auffassungen über dasjenige Wissen, das von jedem Gebildeten erwartet werden muß, in der Gesellschaft nicht mehr bestehen, daß vielmehr sehr verschiedene Gedanken darüber in unserer Gesellschaft vertreten werden und Einfluß besitzen. Es spiegelt sich darin die Vielschichtigkeit und Kompliziertheit der modernen Gesellschaft und des Wissens, das sie besitzt und dessen sie bedarf.

Das ist nun m. E. auch der äußere Grund dafür, daß es im Deutschland der Gegenwart keine Institution geben kann, die ihren Zöglingen Allgemeinbildung in diesem Sinne vermittelt. Es zeigt sich sehr deutlich am Zustand unserer Schulen, die ja in erster Linie berufen sind, Allgemeinbildung zu vermitteln. Seit wir am Ende des vorigen Jahrhunderts verschiedene Typen von Schulen geschaffen haben, ist es nie wieder gelungen, zur Einheitlichkeit zurückzufinden. Aus dem gleichen Grunde sind die Versuche der Universitäten, namentlich in der Zeit nach dem Kriege, ein allgemeinbildendes Studium generale vor oder gleichzeitig mit dem Fachstudium zu geben, gescheitert. Wir müssen m. E. offen zugeben, daß die Universität Allgemeinbildung im Sinne der Vermittlung eines festen Kanons von Kenntnissen, der bei jedem akademischen Bürger vorausgesetzt werden muß und darf, nicht mehr vermitteln kann.

2. Leichter ist es, ein anderes Mißverständnis des Bildungsbegriffs der Universität abzuwehren, nämlich den Begriff des enzyklopädischen Wissens, also eines Wissens, das die Grundlagen jeder vorhandenen Wissenschaft dem Studierenden übermittelt. Solche enzyklopädische Bildung ist bei dem heutigen Stand der Wissenschaften trotz allen Preisens der universitas litterarum tatsächlich ausgeschlossen. Jeder in dieser Richtung unternommene Versuch müßte scheitern.

## II.

Welche Möglichkeiten, eine Bildung zu vermitteln, die man als allgemein, als über das Einzelfach hinausgehend, als akademisch bezeichnen kann, bleiben dann aber der Universität? Es scheint mir, daß gerade in dieser Situation der Bildungsgedanke, der der deutschen Universität seit etwa 1 1/2 Jahrhunderten zugrunde liegt, besondere Bedeutung gewinnt. Ich möchte Sie deswegen mit einigen der Überlegungen vertraut machen, welche die Männer angestellt haben, die die moderne deutsche Universität geschaffen haben.

Die deutsche Universität ist in ihrem geistigen Wesen geprägt durch einige hervorragende Männer der Zeit der deutschen Klassik, also der Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts. So wie damals das gesamte deutsche Staatswesen in Auseinandersetzung mit den Gedanken der Aufklärung und der französischen Revolution neu gestaltet wurde, so ist zu jener Zeit auch das deutsche Bildungswesen reformiert worden. Anlaß, die Bildungsideen der Zeit, soweit sie die Universitäten betreffen, zu entwickeln, war vor allem die Gründung

der Universität Berlin, die, 1810 ins Leben gerufen, für die moderne deutsche Universität beispielgebend wurde. Der Gründer der Universität Berlin ist der Humanist Wilhelm von Humboldt. Er hat die neue Universität Berlin in ständiger Beratung mit einer Reihe der führenden Köpfe der klassischen Bewegung geschaffen. Ich nenne vor allem Schleiermacher und Fichte. Die leitenden Gesichtspunkte dieser Männer waren die folgenden:

1. Die Universität steht in der Mitte zwischen der Schule, welche die Wissensgrundlagen mehr oder weniger mechanisch übermittelt, und der selbständigen wissenschaftlichen Tätigkeit, wie sie in der damaligen Zeit ihren höchsten Ausdruck in der Tätigkeit der wissenschaftlichen Akademien fand. Der Zweck der Universität ist daher nicht in erster Linie Wissensübermittlung, sondern Einführung in wissenschaftliches Denken, in wissenschaftliche Arbeitsweise; er ist damit Umformung der geistigen Persönlichkeit, Einleitung einer neuen Art und Weise, die Welt zu beurteilen und in ihr zu handeln, Schleiermacher sagt darüber:

„Die Universität hat es also vorzüglich mit der Einleitung eines Prozesses, mit der Aufsicht über seine ersten Entwicklungen zu tun. Aber nichts Geringeres ist dies, als ein ganz neuer geistiger Lebensprozeß. Die Idee der Wissenschaft ist in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntnis, dem jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntnis, daß sie lernen, in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen, selbst zu forschen, zu erfinden und darzustellen, allmählich in sich herausarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität.“

Dieser Geistesprozeß soll dadurch eingeleitet werden, daß der Student zusammen mit dem Professor an Erkenntnisproblemen arbeitet. Der Student soll nicht einen fertigen Wissensstoff übermittelt bekommen, er soll vielmehr in die lebendige Entwicklung der Wissenschaft selbst eingeführt werden und an ihr teilnehmen; Humboldt bemerkt:

„Es ist ferner eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, daß sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu tun hat und lernt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher.“

Daher soll in der deutschen Universität die Vorlesung dem Studenten nicht nur ein festes Wissen vermitteln, sondern ihm zugleich zeigen, auf welchen Grundlagen und nach welchen Gesichtspunkten dieses Wissen gewonnen ist und an welchen Stellen und mit welchen Methoden es weiterentwickelt wird. Darum ist ferner das Seminar oder das wissenschaftliche Kolloquium eine Kerninstitution unserer Universität.

2. Die Männer, die das klassische Bild unserer Universität geschaffen haben, namentlich die Philosophen unter ihnen, wie Schleiermacher und Schelling, gingen allerdings dabei von einem ganz bestimmten Wissenschaftsbegriff aus. Sie waren der Überzeugung, daß alle Einzelwissenschaften sich schließlich doch zu einem geschlossenen Gebäude des Wissens an sich zusammenschließen ließen. Dieses Ziel glaubten sie in der damaligen spekulativen Philosophie des deutschen Klassizismus erreicht zu haben. So bemerkt etwa Schelling in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums:

„Der besonderen Bildung zu einem einzelnen Fach muß also die Erkenntnis des organischen Ganzen der Wissenschaften vorangehen. Derjenige, welcher sich einer bestimmten ergibt, muß die Stelle, die sie in diesem Ganzen einnimmt, und den besonderen Geist, der sie beseelt, so wie die Art der Ausbildung kennenlernen, wodurch sie dem harmonischen Bau des Ganzen sich anschließt, die Art also auch, wie er selbst diese Wissenschaft zu nehmen hat, um sie nicht als ein Sklave, sondern als ein Freier und im Geiste des Ganzen zu denken.“

„Es ist die Idee des an sich selbst unbedingten Wissens, welches schlechthin nur Eines und in dem auch alles Wissen nur Eines ist, desjenigen Urwissens, welches, nur auf verschiedenen Stufen der erscheinenden idealen Welt sich in Zweige zersplittend, in den ganzen unermesslichen Baum der Erkenntnis sich ausbreitet.“

Humboldt formuliert den gleichen Gedanken folgendermaßen:

„Um nun auf immer diesen Abweg des Spezialistentums zu verhüten, braucht man nur ein dreifaches Streben des Geistes rege und lebendig zu erhalten: einmal alles aus einem ursprünglichen Prinzip abzuleiten (wodurch die Naturerklärungen z. B. von mechanischen zu dynamischen, organischen und endlich psychischen im weitesten Verstande gesteigert werden); ferner alles einem Ideal zuzubilden; endlich jenes Prinzip und dies Ideal in Eine Idee zu verknüpfen.“

Aber der vorsichtig denkende Humboldt hat schon damals Zweifel darüber angemeldet, ob die spekulative Philosophie wirklich diese Einheit der Wissenschaft gefunden habe, ja

Zweifeln darüber, ob sie sich überhaupt finden lasse. Er drückt sich daher in seiner Denkschrift zur Gründung der Universität vorsichtiger aus:

„Da jede Einseitigkeit aus den höheren wissenschaftlichen Anstalten verbannt sein muß, so werden natürlich auch viele in denselben tätig sein können, denen dies (nämlich das philosophische) Streben fremd, einige, denen es zuwider ist; in voller und reiner Kraft kann es überhaupt nur in wenigen sein; und es braucht nur selten und nur hier und da wahrhaft hervorzutreten, um weit umher und lange nachher zu wirken; was aber schlechterdings immer herrschend sein muß, ist Achtung für dasselbe bei denen, die es ahnen, und Scheu bei denen, die es zerstören möchten.“

Das bedeutet praktisch, daß Humboldt der Meinung war, daß auch dann, wenn keine Philosophie oder Wissenschaft vorhanden sei, welche die Einheit des Wissens repräsentiere, doch jeder Forscher und jeder Student bei der Beschäftigung mit den Gegenständen seines Faches von der Tendenz belebt sein müsse, das Ganze des Wissens in seiner Einheit zu ergreifen; zum mindesten in achtungsvoller Scheu solchen Bestrebungen gegenüberstehen müsse.

3. Von der geschilderten Teilnahme an der lebendigen Entwicklung der Wissenschaft, von der Mitarbeit in der Forschung selbst geht nun nach der Auffassung der Gründer der deutschen Universität ein umgestaltender Einfluß auf die Persönlichkeit aus, und gerade diese Umgestaltung ist es, die die Gesellschaft von den Akademikern erwartet, von den Menschen, die sie im gesellschaftlichen Prozeß als Akademiker verwenden will.

Hierüber sagt Humboldt:

„Ihr (der Universität) Wesen besteht daher darin, innerlich die objektive Wissenschaft mit der subjektiven Bildung, äußerlich den vollendeten Schulunterricht mit dem beginnenden Studium unter eigener Leitung zu verknüpfen, oder vielmehr den Übergang von dem einen zum anderen zu bewirken. Allein der Hauptgesichtspunkt bleibt die Wissenschaft. Denn sowie diese rein dasteht, wird sie von selbst und im Ganzen, wenn auch einzelne Abschweifungen vorkommen, richtig ergriffen . . .“

„Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.“

4. Zusammenfassend läßt sich sagen, der Bildungsgedanke der deutschen Universität ist nicht der, daß ein bestimmtes festgelegtes Maß an allgemeinen Kenntnissen übermittelt werden soll; er beruht vielmehr auf der Überzeugung, daß die Einführung in die wissenschaftliche Arbeit selbst und die schöpferische Mitarbeit des Studenten an der Forschung persönlichkeitsbildende Kräfte besitzen, daß ferner die echte Anteilnahme an dem Forschungsprozeß auf dem Streben beruht, über Einzelkenntnisse hinaus zu einer Gesamtansicht zu kommen, daß also, anders ausgedrückt, dem echten Forschen stets ein letztlich philosophisches Anliegen zugrunde liegt. Die deutsche Universitätsbildung ist daher zunächst persönlichkeitsbezogen; sie will die individuellen Kräfte des einzelnen Studenten in den wissenschaftlichen Arbeiten wecken. Er soll da studieren, wohin ihn seine eigenen Neigungen und Fähigkeiten lenken. Sie hat ihre Einheit nicht in einem festen Kanon des übermittelten Wissens, sondern in der philosophischen Tendenz, im Fachstudium selbst, über das Einzelne zum Allgemeinen, über die spezielle Fragestellung zu den Grundlagen vorzudringen.

Es scheint mir, daß gerade dieses Bildungsideal auch heute noch seine Berechtigung hat und auch heute noch verwirklicht werden kann. Zwar ist die Herrschaft der spekulativen deutschen Philosophie, wie sie zur Zeit Humboldts und Schellings bestand, schon lange zusammengebrochen. Schon vor über 100 Jahren ist sie den exakten Wissenschaften gewichen. Aber auch heute noch kann bei aller Spezialisierung die Erziehung in der Wissenschaft jene charakterbildende Funktion ausüben und jene philosophischen Tendenzen wecken, die dem Humboldtschen Gedanken entsprechen. Sie kann es, wenn auf der Universität das Studium der einzelnen Fächer im Sinne dieser Bildungsgedanken betrieben wird. Der Bildungsgedanke der deutschen Universität ist gerade deswegen noch modern, weil er sich im Fachstudium selbst realisieren läßt. Das bedeutet freilich eine besondere Art und Weise, das Fachstudium selber anzufassen.

Es bedeutet zunächst negativ:

Sie dürfen Ihr Fachstudium nicht beschränken auf das Erlernen erlernbaren Wissens. Sie müssen nicht nur Tatsachen suchen, sondern Sie müssen von vornherein versuchen, die Methoden, die Forschungs- und Entwicklungsmethoden

jetzt einige Folgerungen beschäftigen, die für den Literaturwissenschaftler wichtig sind. Zu den weit verbreiteten und zäh festgehaltenen Irrtümern gehört die Vorstellung, die ältere Dichtung müsse „historisch“ erfaßt, die neuere und besonders die neueste aber könne noch „unmittelbar“ nacherlebt werden. Der Begriff des „Historischen“ erfährt dabei eine ebenso unrichtige Inhaltsbestimmung wie der des „Erlebens“. In Wahrheit ist es doch so, daß alle Dichtung immer unter historischen Bedingungen und auch dann in einer historischen Distanz uns gegenübersteht, wenn sie unserer eigenen Zeit angehört (wobei wir von der naheliegenden Frage, was denn eigentlich „unsere“ Zeit sei, ganz absehen wollen). Der Begriff des Geschichtlichen ist ja nicht abhängig von der objektiven Zeitspanne. Es gibt Leute genug, die bekennen, Goethe stehe ihnen näher als Kafka oder Benn.

Die Situation, in der der Literaturwissenschaftler sich vor der Dichtung befindet, hat eine eigentümliche Ähnlichkeit mit der des Dichters vor der Realität. Die „Realität“, vor der er sich befindet, ist die Wirklichkeit in der Dichtung oder: die Dichtung als Wirklichkeit. Und wenn es seitens des Dichters der schöpferischen Verwandlung der Realität bedurfte, damit Dichtung werde, so bedarf es seitens des Literaturwissenschaftlers ebenfalls einer schöpferischen Tätigkeit bei dem Bemühen um das Verstehen der Dichtung. Es ist schon richtig, wenn man von „Erlebnis“, von Nacherleben spricht; nur muß man fordern, daß dieses Erlebnis nicht ein naives sich selbst Wiederfinden in der Dichtung bedeute, sondern Begegnung sei. Naiv nacherleben kann man immer nur einzelne Handlungen, Meinungen, Gesinnungen, die sich in einer Dichtung ausgedrückt finden, so wie man sich gewissen Realitäten des Lebens gegenüber zustimmend und beistimmend verhält. Die Dichtung als solche aber tritt uns gegenüber wie ein anderer, uns fremder Mensch, wie ein Ich dem andern Ich, und daraus ergibt sich die bedrückende Situation, daß der Betrachtende sich nicht mehr erhaben wissen darf wie das Subjekt über ein Objekt, sondern einem andern Subjekt gegenübersteht, das als solches auch Ansprüche stellen kann. Ich habe nicht nur Fragen zu stellen, sondern auch Antwort zu geben. Wenn die oft gebrauchte Analogie des dichterischen Schaffensprozesses mit der göttlichen Schöpfung der Welt überhaupt einen Sinn haben soll, so kann er nur darin liegen, daß jede Dichtung prinzipiell nicht aus der Summe ihrer Voraussetzungen verstanden werden kann, sondern ein ganz Neues, ein noch nicht vorhanden Gewesenes ist. Der Dichter vermehrt durch sein Werk den Bestand der Welt; er ist nicht nur ein Organisator der Realität, sondern ihr Verwandler. Wenn man vom Menschen sagen kann, er sei ein immer anderer und doch immer der gleiche, so trifft dasselbe auch auf die Dichtung zu.

Auf Begegnung also kommt es an. Aber was ist das eigentlich und wie macht man es, daß man begegnen kann? Man möge dem Philologen verzeihen, wenn er zur Antwort darauf einen philologischen Weg geht. Wir sprechen vom „Sinn“ der Dichtung, „Sinn“ heißt ursprünglich „Weg“ (das „Gesinde“ sind Leute, mit denen der Herr auf dem Wanderwege ist). Der Sinn einer Sache liegt also in ihrem Wege. Wenn wir heute, so oft wir von „sinnvoll“, „sinnlos“, „sinnig“, „Gesinnung“, „Besinnung“ sprechen, nicht mehr an die Bewegung des Gehens auf einem Wege denken, so liegt das an der geistigen Umorientierung des modernen Menschen, der sich von der Sprache entfernt hat, weil er die Konstanten und Momente seines Daseins in der mathematischen Formel gefunden hat (in diesem nicht moralischen Sinne kann man vielleicht von einem „Verfall“ der Menschheit sprechen, die sich der Verantwortung vor dem anderen durch die Formel entzieht, weil sie ihrer Verantwortung an

anderer Stelle sonst nicht gerecht werden würde). Wenn jemand den Sinn einer Sache erkannt hat, so heißt das, daß er um ihren Weg weiß, daß er weiß, woher sie kommt und wohin sie geht. Das zu wissen ist aber nur möglich, wenn er sich selbst auf den Weg macht. Man stelle sich vor, was so geschieht: ganz in der Ferne wird zunächst bemerkbar, daß überhaupt etwas sich nähert. Je näher es herankommt, um so deutlicher treten einzelne Züge hervor, anfangs Farben und grobe Formen, die zu Vermutungen Anlaß geben, dann genauere Kennzeichen, die enttäuschen oder bestätigen; schließlich steht man der Gestalt unmittelbar gegenüber. Sie ist jetzt „da“, und von nun an gibt es nur noch den gemeinsamen Weg mit ihr. Der räumlichen Anwesenheit entspricht die zeitliche Gegenwärtigkeit, und beides ist nur möglich in der Bewegung, im Mitgehen. Den „Sinn“ von etwas erkennt man nur auf dem Wege, im begleitenden Mitgehen, im Gespräch, im Umgang miteinander. Niemand kann sagen, er kenne einen Menschen, wenn er ihn nur von ferne gesehen oder nur einmal vor ihm gestanden hat. Er muß mit ihm leben.

Daraus ergibt sich die paradox erscheinende Wahrheit, daß man nur das wahrhaft erkennen kann, das einem fremd ist. Die vermeintliche Nähe neuerer Dichtung (oder auch der mittelhochdeutschen Sprache zur neuhochdeutschen) ist ein gefährliches Hindernis auf dem Wege zu ihrem Verständnis. Das zeigt deutlich etwa die Kafka-Forschung. Wenn der Dichter jene Verwandlung der Realität in die Wirklichkeit nur über die Verfremdung leisten kann, so kann der Literaturwissenschaftler auch hier nur von ihm lernen. In der Praxis handelt es sich dabei durchaus auch um einen psychologischen Akt; nämlich um das Zurückstellen aller jener „Erlebnisse“, die sich gleich beim ersten Lesen einstellen, um ein tiefes Mißtrauen gegenüber dem unmittelbaren Gefühl, und sachlich um ein methodisches Verfahren, das es sich zur Regel macht, jedes erste Verständnis einer Dichtung grundsätzlich für ein Mißverständnis zu halten. Wer nicht immer gleich meint, was er da gesehen habe, sei ganz sicher nicht das, was auf dem Wege sich nähert, der gleicht einem, der im Walde nach Rehen sucht; er wird jeden trockenen Ast gleich für ein Reh halten. Das Goethesche: „Und nichts zu suchen, das war mein Sinn . . .“ stellt den, der wahrhaft erkennen will, in die einzige Situation, von der aus Erkenntnis möglich ist.

An dieser Stelle leistet, so meine ich, das „Historische“ seinen fruchtbaren Dienst. Historisch denken heißt wissen, das alles sich Ereignende im Fluß des Geschehens steht, und daß ich mich von mir selbst entfernen, mich mir selbst entfremden muß, wenn ich je auf den Weg kommen will, auf dem jenes sich bewegt. Günther Eich sagt: „Daß der Augenblick, wo ich dies sage, sogleich der Vergangenheit angehört, finde ich absurd.“ Das Historische ist in der Tat das „Absurde“, weil es die Voraussetzung des Gegenwärtigen und zugleich das zu Überwindende ist. Jeder Augenblick ist ohne den vorhergehenden nicht möglich, und dennoch ist jede Zeit, so sagte Ranke, „unmittelbar zu Gott“. Es kommt also offenbar darauf an, um die historischen Voraussetzungen zu wissen, und ebenso darauf, sie zu vergessen. Wenn eine solche Paradoxie zur Maxime wissenschaftlicher Tätigkeit werden soll, so stellt sich natürlich die Frage, wie man denn nun eigentlich vorgehen solle?

Was sollen wir tun, um der Dichtung wirklich zu begegnen? Ich will versuchen, zu sagen, was ich selbst tue, um dieses Ziel zu erreichen. Halten wir uns an ein Beispiel. Ich wähle eins aus, das mir gerade naheliegt: die Erzählung von Parzivals Jugend. Wer die Geschichte bei Wolfram, ausgerüstet mit allem sprachlichen und historischen Wissen, liest, der versteht, warum in allen Literatur-

zu lesen: wir haben sie nötig wie das tägliche Brot. Dazu ist freilich wichtig, daß die Dichtung wirklich Dichtung sei, nicht nur ein Bericht über einen Ausschnitt der Realität. Gottfried legt wert darauf, dieses Erfordernis zu betonen: es hat Dichter gegeben, die nicht recht von Tristan erzählt haben,

sin sprachen in der rihte niht,  
und was er selber vom rechten Dichten hält, drückt er so aus:

cunst unde nahe sehender sin  
swie wol die schinen under in,  
geherberget nit zuo zin,  
er leschet kunst unde sin.

Übertragen wir das in unsere Sprache, so ergibt sich eine präzise Aussage über die Frage, wie sich der Dichter vor der Realität befinde: durch die Dichtung wird die Welt erst „wirklich“. Die Dichtung erst gibt uns die Möglichkeit, die Realität zu „erleben“, durch sie erst sind wir „der werlt gewerldet“.

Man hat also jene Frage, von der wir ausgingen, schon vor über 700 Jahren gestellt, und mit gleicher Dringlichkeit. Und man hat sie damals im gleichen Sinne beantwortet wie heute. Wer meint, die mittelalterliche Dichtung sei noch nicht eigentlich zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, sie verharre in gesellschaftlichen und didaktisch-zweckhaften Bindungen, der muß sich hier gründlich eines anderen belehren lassen. Mögen solche Bindungen vorhanden und kräftig wirksam sein: nicht darauf kommt es an, daß Vorbilder und Muster, Ideologien und praktische Zwecke fehlen, sondern darauf, daß all dies zur Einheit einer Wirklichkeit geführt werde.

Die Dichtung ist immer Dichtung allein durch die Einformung aller Gegebenheiten, mögen sie sein welche sie wollen, in eine „neue Welt“.

Nun könnte man meinen, gerade Gottfrieds Tristan sei hier kein gutes Beispiel, denn es zeigten sich darin doch schon neuzeitliche Züge, eine fühlbare Tendenz zum Individualismus und zu einer nicht mehr mittelalterlich-ideenrealistischen, sondern schon nominalistischen Erfassung der Welt. Ich will daher noch ein älteres Denkmal aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts heranziehen: das Annolied. Mit dieser Dichtung sind wir tief in der mittelalterlichen Welt; ihre Sprache ist noch unbeholfen und schwerfällig, ihre Ausdrucksfähigkeit gering, ihr Gehalt religiös gebunden. Wir beschäftigen uns auch hier wieder mit dem Prolog.

Die Dichtung beginnt so:

Wir horten ie dikke singen  
Von alten dingen,  
Wi snelle helide vuhten,  
Wi si veste burge brechen,  
Wi sich liebin winiscefte schieden,  
Wi riche künige al zegiengen.  
Nu ist ciht daz wir dencken  
Wi wir selve sülin enden.  
Crist der unser hero gut  
Wi manige ceichen her uns vure dut,  
Alser uffn Sigeberg havit gedan  
Durch den diurlichen man  
Den heiligen bischof Annen . . .

Die wenigen Verse in ihrer archaischen Diktion enthalten eine deutliche Kennzeichnung der „Wirklichkeit“, der die Dichtung Gestalt geben will. Sie will von vergangenen Taten erzählen, von Heldentum und Krieg, wie die „alte“ Dichtung von früher; aber sie will anders davon erzählen. Die Realität, der der Dichter gegenübersteht, ist also die gleiche wie die der Dichter der Heldenlieder. Aber die Wirklichkeit, die er dieser Vergangenheit schaffen will, ist nun durch Zeichen bestimmt, die Christ aufgestellt hat. Damit wird eine Um-

orientierung vollzogen, die nicht in den Dingen selbst liegt, sondern im Dichter: von unserem Ende, vom Ende der Welt her, wird erst begreiflich, was alles Heldentum bedeutet. Die „alte“ Zeit, so meint er, kannte nur das bloße Neben- und Nacheinander der Geschehnisse; jetzt aber wissen wir, daß alles, was geschieht, auf uns bezogen ist und darauf, daß Gott der Welt einen Anfang und ein Ende gesetzt hat. Die Vita des Menschen wird als Abbild der Weltzeit begriffen, die mit der Schöpfung beginnt und mit dem Jüngsten Gericht endet. Annos Leben hat teil an diesem Vollzug. Was von ihm zu berichten sein wird, fügt sich dem Vollzug des Weltgeschehens ein. Das Leben ist nicht mehr nur ein Gegebenes, sondern ein Aufgegebenes. Dem statisch-naturhaften Bild der Welt und des Menschen in der Heldendichtung wird das dynamisch-final bestimmte Bild, das Augustin theoretisch begründet hat, gegenübergestellt.

Auf Augustin geht also letztlich die Wirklichkeit der Annodichtung zurück. Man fragt sich nun natürlich, wo denn hier nun das Wirklichkeit setzende Ich des Dichters bleibe und ob überhaupt echte dichterische Leistung möglich sei, wenn der Dichter auf eine fertige „Weltanschauung“ zurückgreift. Wo bleibt die geforderte, nur durch das Individuum zu leistende Verwandlung in eine „neue Welt“?

Hier wird das „wir“ des Textes bedeutungsvoll, in ihm liegt die Individualität des schaffenden Dichters. Denn der Glaube an Christ, der die neue Orientierung in der neuen Welt erst ermöglicht, ist doch nicht eine bloße Einstimmung in einen geschlossenen Komplex von Ideen, sondern persönliche Tat. Die Konzeption der vita Annos als eines in diesem Glauben gelebten Lebens bedeutet doch, daß der Dichter diese vita als ein Leben, wie er selbst es lebt und leben will, versteht. Er gibt diesem Leben dichterische Wirklichkeit, damit allen, die es lesen, ein solches Leben möglich werde — damit sie erleben, was er benannt hat. Wer Dichtungen solcher Art als bloße Vorbilder oder erbauliche Veranschaulichungen versteht, der sieht nicht, daß sie ebenso sehr Vor-Würfe ihrer Verfasser für ein Bild sind, das ihre eigenen Züge enthält. Die Wunder, die Anno vollbringt, weisen zurück auf Christ und voraus auf unsere Zukunft. Die immer entgleitende Gegenwart wird festgehalten in der dichterischen Gestalt, in der Vergangenheit und Zukunft greifbar gegenwärtig sind. In Anno versteht der Dichter sich selbst als Wirklichkeit in der Wirklichkeit der Welt. Die Fakta der Realität ordnen sich ihm zu einer gefügten Struktur, in der er selbst seinen Ort hat, in der er sich „befindet“. Gewiß wird das Individuum noch als in einem „Wir“ gebunden aufgefaßt; aber darin liegt nicht ein Mangel an Ich, sondern darin besteht damals das Wesen des Ich, das doch immer unter historischen Voraussetzungen steht — auch heute noch.

Was frühmittelalterliche Dichtwerke von denen der späteren Zeit unterscheidet, trifft also nicht den Kern, das Dichterische selbst. Hier wie dort gibt es gelungene und nicht gelungene Schöpfungen, stümpferhafte und undichterische Leistungen, großartige Würfe und schwache Versuche. Der Unterschied der Epochen, das „Historische“ an der Dichtung, liegt begründet in der Art der Realität, vor der der Dichter steht, und im Wesen seiner Persönlichkeit. Die Welt Annos ist eine andere als die Gottfrieds oder Kafkas. Das schaffende Ich eines Mönchs um 1100 steht unter ganz anderen Voraussetzungen als das eines höfischen Ritters oder gar eines modernen Großstädtlers. Aber immer und zu allen Zeiten steht dies schaffende Ich vor der ihm gegebenen Realität mit der Aufgabe, sie in der Gestalt der Dichtung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Haben wir uns bisher gleichsam neben den Dichter gestellt und mit seinen Augen gesehen, so sollen uns

Ihres Faches innerlich zu erfassen und Sie müssen versuchen, zu den Grundlagen Ihrer Wissenschaft vorzudringen.

Hierzu darf ich Ihnen noch einige Ratschläge geben: Der beste Weg, dieses Ziel zu erreichen, ist — darin haben die Gründer unseres Universitätswesens sicher recht —, daß man das Studium nicht nur beschränkt auf das Lernen von Tatsachen, sondern daß man versucht, selbständig wissenschaftliche Fragen, und seien es auch enge Spezialprobleme, zu durchdenken. Wichtig ist ferner, daß man sich eine Vorstellung davon macht, wie die Methoden und die Grundannahmen, auf denen die einzelne Fachdisziplin beruht, geschichtlich entstanden sind. Dazu ist es vor allem notwendig, daß man im Laufe seines Studiums einmal den einen oder anderen Klassiker der betreffenden Wissenschaft liest. Beschränken Sie sich also nicht nur auf das Studium Ihrer Lehrbücher in den neuesten Ausgaben, sondern lesen Sie auch einmal einen Aufsatz oder eine größere Schrift einer derjenigen Männer, die die Grundlage Ihrer Fachwissenschaft geschaffen haben. Greifen Sie aber auch ins Allgemeine. Lesen Sie etwa im Bereich der Geisteswissenschaften einmal die Methodenschriften eines Autors wie Dilthey, in denen Sie die Grundlagen Ihrer Disziplin entfaltet sehen. Eine solche Lektüre wird Ihnen mehr Aufschluß geben, als Sie zunächst vielleicht glauben.

Ich darf hier noch eine Anmerkung einschalten:

Sie sollen gewiß auf der Universität in den neuesten Stand des Fachwissens eingeführt werden; aber die Universität würde ihre Aufgabe schlecht lösen, wenn sie Ihnen nur das Neueste, das Jeweils-Aktuellste vermittelte. Das Leben, und gerade das moderne Leben, befindet sich in schnellster Entwicklung. Immer neue Probleme stellen sich, und die Lösungen, die für die neusten Probleme entwickelt wurden, können morgen veraltet sein. Das beste Rüstzeug, das Ihnen die Universität mitgeben kann, ist daher die Ausbildung der Fähigkeit, durch sicheren Besitz von Methoden und Grundlagenkenntnis auch neuen Problemen in Ihrem Fach gewachsen zu sein, fähig zu sein, sie richtig zu erfassen und schöpferische Lösungen dafür zu finden oder neuentwickelte Lösungen anzuwenden.

Wenn Sie in dieser Weise in Ihrem eigenen Fach und an den Problemen Ihres Faches arbeiten, so werden Sie an sich selbst bemerken, daß in der Tat ein Prozeß der Umformung Ihres geistigen Lebens in Ihnen einsetzt, daß eine neue Art, die Welt aufzufassen, eine neue Weise, in der Welt zu stehen und ihren Problemen gegenüberzutreten, sich in Ihnen entwickelt. Das Wesen des Akademikers besteht nicht darin, daß man bestimmte Prüfungen gemacht hat und bestimmte Diplome besitzt, es besteht auch nicht im Besitz gewisser gesellschaftlicher Beziehungen, das Wesen des Akademikers liegt vielmehr in einer bestimmten Haltung zur Welt, einer Haltung, die kritisch und besonnen ist, die auf den Kern der Dinge zu gehen versucht und sich durch die vordergründigen Einzelheiten nicht verwirren läßt.

### III.

Diese Feststellung führt uns zu einem letzten Anliegen, von dem hier noch die Rede sein muß. Die Bildung des Menschen kann niemals ohne Beziehung sein auf die gesellschaft-

## Arbeitsgrundlage für ein Hochschulreformprogramm

beschlossen auf der 32. Ordentlichen Delegiertenkonferenz des Verbandes Deutscher Studentenschaften in Berlin vom 12. 11. bis 16. 11. 1956

### Präambel

Aus dem Wesen der Universität bzw. Hochschule und der Kritik an ihrem heutigen Zustand ergeben sich die hier niedergelegten Forderungen des Verbandes Deutscher Studentenschaften. Seit 1945 haben sich interessierte Kreise innerhalb und außerhalb der Universität mit der Aufgabe der Hochschulreform befaßt. Ein sichtbarer Erfolg ihrer Arbeit ist jedoch ausgeblieben.

Eine echte Reform ist nur aus dem Raum der Universität selbst zu erwarten. Deshalb muß die Universität von Bindungen befreit werden, die ihrem Wesen widersprechen. Zu diesem Zweck fordert der Verband Deutscher Studentenschaften als erstes eine Strukturänderung der Universität bzw. Hoch-

liche und politische Welt, in der er lebt. Das haben auch die Gründer der deutschen Universität gewußt. Um noch einmal den historischen Zusammenhang der Gründung der Universität Berlin in Ihnen lebendig werden zu lassen, bitte ich Sie, sich zu erinnern, daß diese Universität in den Jahren geplant und gegründet wurde, in denen gleichzeitig der Freiherr vom Stein das preußische Staatswesen umformte, und zwar umformte mit dem Ziel, aus Untertanen Bürger zu machen, die am Leben des Staates selbständigen Anteil nehmen. Zur wahrhaft akademischen Bildung gehört daher auch die politische Bildung. Lassen Sie sich nicht verführen von einem Ideal falscher Innerlichkeit, die sich auf sich selbst zurückzieht und nicht danach strebt, sich mit den gesellschaftlichen und politischen Vorgängen auseinanderzusetzen. Dieses falsche Ideal hat gerade in Deutschland verhängnisvolle Konsequenzen gehabt. Seine Befolgung ist eine der Ursachen der Tragödien des deutschen Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert.

Streben Sie also auch nach einer politischen Bildung.

Die Grundlage einer solchen Bildung ist, genau wie bei jeder Fachdisziplin, zunächst ein gewisses Maß an Wissen: Kenntnis von den Grundzügen unserer Verfassung, von der modernen Geschichte, von den sozialen und ökonomischen Bewegungen unserer Zeit. Ich möchte Sie vor allem bitten, sich auch mit unserer jüngsten Geschichte zu beschäftigen und auseinanderzusetzen; denn die Geschichte bestimmt den Platz der Völker in der Welt, und Sie können nicht erkennen, wo Sie als Deutsche stehen, wie Sie beurteilt werden, wenn Sie von dieser Geschichte nichts wissen. Gerade wenn ich an die Kundgebungen denke, die in den letzten Wochen angesichts der Ereignisse in Ungarn und am Suezkanal durch Deutschland gezogen sind, so ist es mir aufgefallen, daß kaum die Frage aufgeworfen worden ist, ob angesichts dessen, was in Deutschland noch vor 12 Jahren geschehen ist, solche Demonstrationen angemessen waren. Ich will mich hier keineswegs zum Anwalt einer Kollektivschuld machen, die ich vielmehr ablehne, aber jeder Deutsche, auch von Ihrer Generation, muß sich mit dem Problem auseinandersetzen, daß bei uns in Deutschland im 20. Jahrhundert eine Gewaltherrschaft bestanden hat, die alle Gesetze der Menschlichkeit mißachtet hat und die Millionen unschuldiger Menschen, insbesondere aus den Reihen unserer jüdischen Mitbürger, hat ermorden lassen. Solche Dinge muß man wissen und muß sich damit auseinandergesetzt haben, d. h. die Konsequenzen für die eigene Haltung daraus gezogen haben.

Politische Erziehung vollendet sich aber erst im Handeln. Sie bedeutet Erziehung zur Sachlichkeit, zur Toleranz, zum ruhigen Vertreten der eigenen Ansichten. Das lernt sich nicht; das muß praktiziert werden. Nutzen Sie deswegen die Möglichkeiten, die Ihnen die akademische Gemeinschaft in dieser Beziehung bietet. Beteiligen Sie sich an dem Gemeinschaftsleben der her bestehenden Vereinigungen, beteiligen Sie sich auch an der Selbstverwaltung der Studenten. —

Liebe Kommilitonen! Vor Ihnen liegt eine hohe und große Aufgabe. Beginnen Sie sie mit fröhlichem und kräftigem Entschluß. Nehmen Sie sich vor, aus Ihrer Studienzeit für sich selbst das Beste und Höchste zu machen, das Ihnen möglich ist: eine feste Grundlage für Ihr künftiges Leben. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Glück!

schule. Dazu müssen sich Dozenten und Studenten, Parlamente und Regierung in Bund und Ländern zusammenfinden.

Der VDS sieht die Gefahr, daß eine weitere Diskussion die Hochschulreform zerredet. Deshalb legt er nachfolgende Forderungen seiner Arbeitsgrundlagen für ein Hochschulreformprogramm vor und fordert deren umgehende Verwirklichung.

### I. Die Universität als Körperschaft des öffentlichen Rechts

Körperschaft:

Die Universität bzw. Hochschule ist eine Körperschaft des öffentlichen Rechts.

Dozenten und Studenten sind nicht Benutzer (wie bei Anstalten oder Stiftungen des öffentlichen Rechts), sondern sie

werden durch Berufung bzw. Immatrikulation Mitglieder der Körperschaft Universität bzw. Hochschule.

Aus dieser Mitgliedschaft ergibt sich die Forderung, daß die Universität bzw. Hochschulen zu echten, d. h. durch Gesetz anerkannten Körperschaften des öffentlichen Rechts werden. Durch dieses Gesetz würde dem traditionell in der Universität bzw. Hochschule wurzelnden Körperschaftscharakter entsprochen werden.

#### Mitglieder:

Die Mitglieder der Universität bzw. Hochschule sind die Dozenten und die Studenten. Die Aufnahme in die Universität bzw. Hochschule erlegt sowohl dem Mitglied als auch der Körperschaft Rechte und Pflichten auf. Die feierliche Form, in der die Aufnahme (Berufung bzw. Immatrikulation) vollzogen wird, ist Symbol für die gegenseitige Verantwortlichkeit von Körperschaft und Mitglied und verpflichtet beide auf das hohe Ideal der Freiheit der Forschung und Lehre.

#### Autonomie:

Die Pflege der durch Forschung und Lehre ist allein gewährleistet durch die Autonomie der Universität bzw. Hochschule.

Mit der Forderung der Autonomie der Universität bzw. Hochschule als Körperschaft des öffentlichen Rechts bekennt sich der Verband Deutscher Studentenschaften zu der ehrwürdigen Tradition der Universitäten und Hochschulen in Europa.

Die Autonomie der Universität bzw. Hochschule verpflichtet und berechtigt sie, ihre Angelegenheiten durch ihre Mitglieder in eigener Verantwortung zu regeln. Die Autonomie der Universität bzw. Hochschule entbindet nicht von der Pflicht zur Achtung und Wahrung der Menschenwürde und Menschenrechte im Bereich von Forschung und Lehre.

Die notwendige Ausdrucksform der Selbstverantwortung ist die Selbstbestimmung der Universität bzw. Hochschule im akademischen und wirtschaftlichen Bereich.

#### Selbstverwaltung:

Daraus ergibt sich folgerichtig die Selbstverwaltung der Körperschaft des öffentlichen Rechts in allen ihren Angelegenheiten.

Getragen wird die Verantwortung durch Selbstverwaltung gemeinsam von Dozenten und Studentenschaft. Die Organe der Selbstverwaltung erwachsen aus der Universität bzw. Hochschule als eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. Gemäß der bewährten Tradition der Universität und ihrem durch Forschung und Lehre bedingten Aufbau besteht die Selbstverwaltung aus:

Rektor  
Senat  
Fakultäten (Abteilungen)  
Vertretung der Studentenschaft  
Kuratorium

#### Mitverantwortung:

Der VDS fordert daher, daß die Vertretung der Studentenschaft in Senat, Fakultäten (Abteilungen) und Kuratorium für alle Angelegenheiten der Universität bzw. Hochschule mit dem Sitz und Stimme mitverantwortlich tätig ist.

#### Dozenten:

In Verpflichtung auf Forschung und Lehre haben die Dozenten die Aufgabe, die Studenten zu verantwortungsbewußten Menschen in der Gesellschaft zu bilden. Ihre Verpflichtung ist es, im Studenten das Bewußtsein zu wecken, daß die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden der wissenschaftlichen Forschung und Lehre in Freiheit und Unabhängigkeit zu dienen hat: im engeren Sinne ist es ihre Aufgabe, die studierende Jugend auf die Berufe, für die eine wissenschaftliche Vorbildung erforderlich und dienlich ist, vorzubereiten.

#### Studenten:

Die Studenten müssen sich in Haltung und Gesinnung der Mitverantwortung für die Universität würdig erweisen und sich auf ihre Aufgaben in der Gesellschaft vorbereiten.

#### Erweiterung des Lehrkörpers:

Die Universität muß einen möglichst engen Kontakt auf wissenschaftlicher und menschlicher Ebene zwischen Dozenten und Studenten erstreben. Dazu ist es notwendig, die materiellen Voraussetzungen für eine umfassende Ausweitung des Lehrkörpers und für eine weitestgehende Förderung zu schaffen.

Die hochschulgerechte Studentenförderung ist Teil der Gesamtreform und wird bereits nach dem Honnefer Modell verwirklicht.

### II. Universität und Gesellschaft

#### Gegenseitige Verantwortung:

In Anerkennung der Bedeutung der Universität für die Wahrung der geistigen Grundlagen der Gesellschaft erwartet diese von der Universität, daß sie Menschen heranbildet, die den Anforderungen gewachsen sind, die das Leben der Gesellschaft an sie stellt und die es gestaltend mitformen.

Daher muß die Universität bzw. Hochschule die Voraussetzungen dafür schaffen, daß nicht nur diejenigen zum Studium zugelassen werden, die einen formalen Bildungsgang durchlaufen konnten, sondern alle, die die geistige Qualifikation hierfür mitbringen.

#### Vorstudienanstalten:

Aus diesem Grunde fordert der VDS die Einrichtung von Vorstudienanstalten und Abenduniversitäten, die eng mit der Universität bzw. Hochschule verbunden sind.

#### Technische Lehranstalten:

Der Wunsch nach einer klaren Abgrenzung zwischen der Ausbildung von Ingenieuren an höheren technischen Lehranstalten und der wissenschaftlichen Vorbildung von Studenten technischer Hochschulen sowie die Anforderungen von Wirtschaft und Industrie verlangen ferner — auch im Interesse der Technischen Hochschulen — eine umfassende Erweiterung der höheren technischen Lehranstalten.

### III. Universität und Staat

#### Wirtschaftliche Sicherung:

Der Staat garantiert die politische und wirtschaftliche Autonomie der Universität bzw. Hochschule, begründet auf ihre besondere Aufgabenstellung in der Gesellschaft.

Um die Autonomie in der Praxis durchzuführen, stellt der Staat die Mittel der Universität bzw. Hochschule global zur Verfügung, und sie entscheidet in eigener Verantwortung über deren Verwendung.

#### Kuratorium:

Für die wirtschaftliche Selbstverwaltung der Universität bzw. Hochschule wird ein Kuratorium gebildet, in dem Rektor, Vertreter des Senates, der Studentenschaft, des Staates und der Öffentlichkeit gemeinsam die wirtschaftlichen Angelegenheiten der Universität bzw. Hochschule regeln. Die Mitglieder des Kuratoriums haben gleiche Rechte und Pflichten.

#### Berufung:

Der Senat der Universität bzw. der Hochschule vollzieht auf Vorschlag der Fakultäten die Berufungen. Er ist Oberste Dienstbehörde der Universität bzw. Hochschule. Die Dozenten und Hochschulbeamten sind gemäß dem Körperschaftscharakter der Universität bzw. Hochschule mittelbare Landesbeamte.

#### Zulassung:

Die Zulassung zum Studium an der Universität bzw. Hochschule wird nach deren Satzung geregelt. Die Zulassung zum Studium erfolgt nach den geistigen Prinzipien der Universität in Wahrung der Chance für jeden Menschen ohne Ansehen von Geschlecht, Rasse, Religion und politischer Überzeugung.

# Die Wissenschaft vor der Dichtung

Von Walter Johannes Schröder

Im Frühsommer dieses Jahres haben sich in Paris und Vézelay in Frankreich eine Reihe von jungen Schriftstellern verschiedener Nationen versammelt, um über das Thema: „Der Schriftsteller vor der Realität“ zu diskutieren. Die auf dieser Tagung geleisteten Beiträge sind dann in Heft 4/1956 der „Akzente“ erschienen. Es handelt sich dabei im Wesentlichen um Mitteilungen über eigene Erfahrungen der Schreibenden, die sie während ihrer Arbeit oder doch im Zusammenhang mit ihr gemacht haben, über den eigentümlichen Umsetzungsprozeß, der sich vollzieht, wenn ein Stück der Realität des Lebens ins Wort gestellt wird. Bezeichnend ist, daß einige der um Beiträge Gebetenen mit der Einsendung eines Gedichtes geantwortet haben — nicht etwa mit der poetisierten Form ihrer Meinung, sondern einfach mit einem neuen Werk ohne inhaltliche Beziehung zum Thema.

Das Verhältnis des Dichters zur Realität bestimmt das Gedicht. Es ist die Form, in der die Welt gefaßt wird. Günther Eich hat gesagt, was Wirklichkeit sei, wisse er nicht, dazu eben sei seine Dichtung da, ihm die Wirklichkeit Stück für Stück zu erschließen. Und Walter Höllerer steuerte den paradoxen Satz bei, wir werden erleben, was wir benannt haben.

Eine genaue Begriffsbestimmung von Wirklichkeit wird notwendig, denn zweifellos meinen wir nicht immer dasselbe, wenn wir Wirklichkeit sagen: einmal ist es die bare Faktizität, die wir Realität nennen wollen, das anderemal ist es das Zusammenhängende, eben das, was die Realität als Einheit ermöglicht: nämlich die Idee. Diese Distinktion ist rein philosophischer Art und interessiert hier nur am Rande. Wichtig ist nur die Bestimmung der Wirklichkeit, wie sie in das Gedicht eingegangen ist: nicht die Realität der Dichtung selbst, sondern das, was durch Sprache in der Dichtung als Wirklichkeit erscheint. Daß es hierbei nicht um die durch Sprache bedeutete Wirklichkeit geht, in der das Verhältnis zur Wirklichkeit gleichsam kategorial ist, sondern um die besondere Form des Verhältnisses des Dichters, bedarf keiner Erläuterung. Der Unterschied ist keineswegs graduell. Die Formen des Verhältnisses haben hier eine qualitative Differenz: sie unterscheiden sich wie Wesenheiten. Die Wirklichkeit in der Dichtung ist Mimesis, jedoch nur in dem Sinne, daß sie von dem Faßbaren der Realität ausgeht, es als Material in sich birgt, darüber hinaus aber den Sinn des Wirklichen darbietet, nicht als philosophische Sentenz sondern als Form. Die Idee erscheint jeweils als Form des Wirklichen, gleichsam als Grundriß (oder nennen Sie es das eigentliche Sein der Welt). Es bleibt unserer täglichen Erfahrung immer unzugänglich. Greifbar ist es als Wirklichkeit in der Dichtung, jedoch niemals mit Hilfe des Begriffes.

Die Wirklichkeit in der Dichtung ist demnach eine „gesetzte“, nicht mehr das, was bloß in der Sprache vorgefunden und schon gesetzt ist. Sie ist Sinn des Gegebenen selbst in dessen dichterischer Deformation. Diese Eigenart des Poetischen muß stets festgehalten werden, um nicht Poesie und Philosophie zu identifizieren und ihren Unterschied nur noch in der Darstellung zu sehen.

Man könnte nun meinen, was da kürzlich unter modernen Schriftstellern verhandelt worden sei, betreffe nicht die Dichtung als solche, sondern nur die Dichtung von heute — jene der gemeinen Wirklichkeit so entfremdete, an seltsamen Bildern, Vorstellungen und vertrackten Wortbildungen reiche epische und lyrische Poesie unserer Tage, die kein normaler Mensch verstehen könne und vielleicht auch nicht verstehen solle. Die ganze Diskus-

sion könnte als eine Art Werkstattgespräch erscheinen, das nur die Beteiligten selber angehe — und wer boshaft ist, dem liegt die Bemerkung auf der Zunge: die Leute hätten es, weiß Gott, nötig, sich zu fragen, welche Beziehung denn noch zwischen ihren Gedichten und der Wirklichkeit der Welt bestünde.

Das mag sein. Dennoch scheint es mir bemerkenswert, daß in den Prologen und Exkursen, die sich in den meisten mittelalterlichen Dichtungen vorfinden, Fragen auftauchen oder Antworten auf Fragen gegeben werden, die eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Thema jener Diskussion in Frankreich haben. Man bemerkt das erst, wenn man einmal nicht mit dem Blick eines Historikers liest, der überall nur nach dem älteren Vorbild sucht, sondern sich klar macht, daß ja auch die Menschen früherer Tage vor dem leeren Papier gesessen haben und sich vor die Aufgabe gestellt sahen, mit ihrem Stoff — und das heißt mit der Realität — fertig zu werden. Man wird dem Wesen früherer Zeiten nicht gerecht, wenn man meint, all jene Prologe und Exkurse verdankten ihre Entstehung lediglich einer literarischen Tradition, die zu solchen Vor- und Zwischenbemerkungen verpflichtet. Für kleine Geister mag das zutreffen — kleine Geister haben zu allen Zeiten, auch heute, immer nur getan, was andere taten —, aber wenn wir etwa in Gottfrieds Tristan die ersten Seiten lesen, dann stellen wir doch einen Ernst der Aussage fest, den wir selber ernst zu nehmen haben. Es lohnt sich, dabei ein wenig zu verweilen.

Der „Tristan“ beginnt so:

Gedaechte man ir ze guote niht,  
von den der werlde guot geschiht,  
so waerez allez also niht,  
swaz guotes in der werlde geschiht.

Der Philologe stellt daran einen typischen Zug Gottfriedscher Diktion, die Liebe zum Wortspiel, fest. In allen älteren Literaturgeschichten ist Gottfried der „Ästhet“, dem es Freude macht, mit der Sprache umzugehen wie mit einem Ball. Aber der Inhalt der Verse und der gleichsinnigen folgenden stellt sich als höchst persönliche Äußerung des Dichters über sein Dichten heraus, wenn man sich die Mühe macht, ihm nachzudenken. Unter jenem „Gedenken“, mit dem Prolog beginnt, ist natürlich das dichterische Ins-Wort-Stellen gemeint, und so lautet die Behauptung: „wäre die Dichtung nicht, so wäre auch keine Wirklichkeit“. Das Gute, das in der Welt geschieht, — die Realität des Guten —, erhält wahres Sein erst durch die Dichtung. Dieser Gedanke durchzieht die ganze Einleitung. „Würde ich die Zeit meines Lebens hinbringen ohne zu dichten, so wäre ich in der Welt nicht so ‚geweltet‘ wie ich bin“: im Dichten erst wird der Dichter der Welt wirklich habhaft. Die Verse 230 ff. nennen die Geschichte von Tristan und Isolde „unser Brot“: „Ihr Leben, ihr Tod sind unser Brot, so leben sie noch und sind tot, und ist ihr Tod der Lebenden Brot“. Das klingt wohl, wie man gemeint hat, an die Bedeutung des eucharistischen Brotes an; aber damit ist wenig gesagt. Nicht in der Analogie zu irgend etwas, sondern in der Beziehung auf die Dichtung erschließt sich uns die Meinung der Stelle. Den Lebenden soll die Dichtung in der Wirrnis der Realität — hier der Liebe — Orientierung geben: „wir lesen ihr Leben wir lesen ihren Tod, und ist uns das süß wie Brot“. Das „Brot“ steht für das, was notwendig zum Leben ist: so wie man nicht existieren kann, ohne zu essen, so kann man auch nicht wirklich leben, ohne die Dichtung

# Neue Kirchen

Bilder siehe letzte Seite

Der 25. Juni 1955 — der Tag, an dem Le Corbusiers Wallfahrtskirche Sainte Marie du Haut in Ronchamp bei Belfort eingeweiht wurde — bezeichnet den vorläufigen Höhepunkt in der Entwicklung, die, von wenigen Ausnahmen in den 20er und 30er Jahren abgesehen, nach dem zweiten Weltkrieg einsetzte, und die Kirchenarchitektur aus dem Imitationszwang beinahe zweier Jahrhunderte heraufführte.

Es gilt nun wieder, Entscheidungen zu treffen, wo ehemals die als äußerer Regelzwang mißverständene Gesetzmäßigkeit mittelalterlicher und späterer Vorbilder über die eigentlichen architektonischen Aufgaben hinwegtäuschte. Vor allem stellt sich die Frage, von welcher Idee her, die Hierarchie der Formen aufzubauen sei — das ist, was man die wiedergewonnene „weltanschauliche“ Seite der Architektur nennen könnte, so ärgerlich es auch für den ästhetischen Puristen sein mag.

Wie sehr sich moderne Architekten bei ihren Äußerungen auch an Möglichkeiten und Erfordernisse des Materials, an Mechanik, Statik, Optik und Akustik halten mögen, so verläßt ihre Besinnung auf „Grund“ und rechtes „Funktionieren“ der zu gestaltenden Dinge doch einen künstlerischen Willen, der sich nicht unter die Herrschaft des Materials begibt, sondern im gemeisterten Material, im technisch bewältigten Raum den „Geist manifestiert“. So sagt etwa Walter Gropius:

„In dem vergangenen Zeitabschnitt versank die Kunst des Bauens in einer sentimental, ästhetisch-dekorativen Auffassung, die ihr Ziel in äußerlicher Verwendung von Motiven, Ornamenten und Profilen meist vergangener Kulturen erblickte, die ohne notwendige innere Beziehung den Baukörper bedeckten. Der Bau wurde so zu einem Träger äußerlicher, toter Schmuckformen herabgewürdigt, anstatt ein lebendiger Organismus zu sein. Die unerläßliche Verbindung mit der fortschreitenden Technik, ihren neuen Baustoffen und neuen Konstruktionen verlor sich in diesem Niedergang; der Architekt, der Künstler blieb, ohne die souveränen Möglichkeiten der Technik zu beherrschen, im akademischen Ästhetentum hängen, ward müde und konventionsbefangen und die Gestaltung der Behausung und der Städte entglitt ihm.“

Diese formalistische Entwicklung, die sich in den schnell einander ablösenden „Ismen“ der vergangenen Jahrzehnte spiegelte scheint ihr Ende erreicht zu haben ... Der neue Gestaltungsgeist, der sich langsam zu entwickeln beginnt, geht wieder auf den Grund der Dinge; um ein Ding so zu gestalten, daß es richtig funktioniert, ein Möbel, ein Haus, wird sein Wesen zuerst erforscht. Die Wesensforschung eines Bauwerks ist ebenso an die Grenzen der Mechanik, Statik, Optik und Akustik gebunden, wie an die Gesetze der Proportion. Die Proportion ist eine Angelegenheit der geistigen Welt, Stoff und Konstruktion erscheinen als ihre Träger, mit deren Hilfe sie den Geist ihres Trägers manifestiert, sie ist gebunden an die Funktion des Baues, sagt über sein Wesen aus und gibt ihm erst die Spannung, das eigene geistige Leben über seinen Nützlichkeitswert hinaus.“

Hier liegt die Möglichkeit einer wiedergewonnenen „Poesie“ des Bauens eingeschlossen (für Zweckfanatiker verdrießlich aber unübersehbar).

In der Diskussion um das neuzeitliche Bauen gehört der Einwand gewiß zu den dümmsten, der behauptet, der Verzicht auf Dekor und Ornament sei schlechthin Ausdruck der Geistlosigkeit und der künstlerischen Armut des ganzen Zeitalters und also auch der Architekten. Diese Haltung, die durchaus nicht „de son temps“ ist, übersieht, daß die Nüchternheit und klare, durchgestaltete Form auch vieler gelungener neuer Kirchen gerade das ausdrückt, was Gropius mit dem „Wesen der Dinge“ meint: geistige und räumliche Spannung kommen zur Deckung; die Besinnung auf den Kern der Sache, auf den Gottesdienst also, hat dazu geführt, daß die Grundformen des Bauens wieder in ihre Rechte kamen.

Rückkehr zum Ausgang der Formen, so scheint es: die Kirche selbst wieder „Kasten“ in ihrer Grundgestalt — Körper von lapidarer Strenge und Einfachheit, geklärt, gereinigt von leergewordenem Beiwerk; die Wände unverleugnet Masse und oft ganz roh belassen.

Räume der Meditation, des Glaubens und des Gebets, deren Spiritualität und Heiligkeit — schon erregend spürbar, wenn die Kirche ganz leer ist — der strengen Konzentration

aller Elemente entspringt, die sich hinstiegern zum freistehenden Altar und Kreuz, welche von der Gemeinde durch nichts mehr getrennt sind.

Beinahe urtümliche Gebräuche kommen durch die Reinigung der Kirche und des Gottesdienstes von nur mehr konventionellen Formen und Formeln wieder zutage; so hat Ronchamp etwa eine Außenkirche, wo die Gemeinde im Freien stehend das Wort vernimmt.

Ebenso wie die Baukörper der neuen Kirchen, wie der Innenraum, so hat auch alles sakrale Gerät teil an der Befreiung von der erstarrten Gestaltung. Eine mißverständene Entwertung des „Äußeren“, und eine süß-sentimentale Gottesvorstellung hatten einen Devotionalienmarkt blühen lassen, dessen Serienprodukte der erhabenen Würde des sakralen Geschehens und der Heiligkeit des Ortes wahrlich zur Schande gereichten (so treuherzig das oft gemeint war). Die Gerätschaften, die zwar zum Teil eine bestimmte Funktion haben (wie etwa ein Leuchter, ein Taufbecken), immer aber gänzlich oder vornehmlich Symbole — Dinge und Zeichen also — sind, konnten durch die „Industrie für kirchliche Kunst“ niemals zu echten Zeichen des Glaubens werden. Die Entartung des Symbols zur Dekoration scheint überwunden, indem man sich solcher Kleinformen mit nicht weniger Ehrlichkeit angenommen hat wie die Architektur sich der großen widmet.

Die Wahrung der Tradition, auf die gerade die Kirche mit besonderem Vorrecht großen Wert legt, schließt das Neue nicht aus. Der neue Kirchenbau ist zugleich traditionell und radikal, indem er von der Wurzel ausgeht, hat er das Gemeinsame im Sinne der Tradition gefunden. Uralte Überlieferung und neue Form aus neuer Geistigkeit verbinden sich. Der Erzbischof von Besançon konnte bei der Einweihung von Ronchamp deshalb den Ausspruch von „arce et avion“ tun, damit das Zusammen von Ältestem und Neuestem meinent.

Die neue Kirche ist nicht ohne Anspruch. Sie wird abscheulich vielleicht von denen genannt werden, die an Dekoration und Verniedlichung, an Kitsch und Tand hängen. Dreimal und mehr wird man manchem Zeitgenossen vor den Kopf schlagen müssen, bis er merkt, daß etwas geschehen ist; wie es denn überhaupt nun nicht mehr das Experiment ist, ob die neue Kirchenarchitektur gelungen ist, sondern, ob die Menschen diesen neuen Geist, die neue und zwingend konsequente Gestaltung bestehen werden.



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

Was an dieser Stelle nur beim Namen genannt werden kann, die „liturgische Erneuerung“, als folgenschwere innerkirchliche Entwicklung und der neue Geist des sakralen Bauens sind nicht von ungefähr zeitlich nebeneinander entsprungen.

Beim Anblick der ruhigen Größe und der asketischen Sprödeheit unserer neuen Kirchen stellt sich die Assoziation zu einer Epoche ein, welche in der europäischen Geistes- und Formengeschichte die romanische genannt wird.

Hanno Reuter

## Ecole de Paris in Frankfurt

Ein Zentrum moderner Kunst von nur annähernd starker Sogkraft wie die Ecole de Paris hat es in Deutschland leider nie gegeben. Künstlergruppen, die Brücke in Dresden, der blaue Reiter in München, der Sturmkreis in Berlin, blieben bei aller Bedeutsamkeit ihrer Produktion, ihrer theoretischen Äußerungen und bekennerischen Manifeste singuläre Erscheinungen. Eine Fusion schien ohne Einbuße an Eigenart unmöglich. Es kam bei uns weder zu einem lokalen Zusammenschluß, noch zu einer echten Schule-Bildung, noch zur Wechselwirkung mit einer stark interessierten Öffentlichkeit, wie dies in Paris geschah. Dies trägt wohl Schuld daran, daß in Deutschland kein Nationalmuseum für moderne Kunst existiert, in dem ständig dem Publikum eine möglichst umfassende Schau aller künstlerischen Richtungen dieses Jahrhunderts mit repräsentativen Werken geboten würde,

FREUDE  
UND  
FREIZEIT  
SCHENKEN

Brotröster  
Kaffeemühle  
Küchenuhr  
Küchenmaschine  
Regelbügeleisen  
Heizkissen  
Heizgeräte  
Elektroherde  
Kühlschränke  
Waschgeräte  
Staubsauger  
Rundfunkgeräte

Ob Sie andere  
oder sich selbst  
bescheren: Stets sind  
es Geschenke, die  
jeden Tag von neuem  
Freude bereiten

AEG  
HELPER IM  
HAUSHALT

Erhältlich überall im Fachhandel

nach Art des musée d'art moderne. Bedauerlich, daß die deutschen Republiken diese Idee den Faschisten überließen, die sie mit dem Schabernack vom Haus der deutschen Kunst mißbrauchten.

Diese traurige Lage macht einem die Ausstellung von Bildern aus dem musée d'art moderne so recht bewußt, die zur Zeit im Stadel gezeigt wird. Enttäuscht die Auswahl freilich ein wenig bei einigen Stücken und vertretenden Richtungen im Vergleich mit der Fülle und dem Gesamtniveau des Pariser Museums — so kommt doch ein repräsentativer Querschnitt durch die französische Malerei im weiteren Sinne zustande, einschließlich der in Paris ansässigen Ausländer, deren Bilder ja auch das Merkmal des Pariser Ambiente großenteils aufweisen. Zudem wird eine Geschichte der künstlerischen Optik der ersten Jahrhunderthälfte im Nach-, Neben- und Ineinander der einzelnen Bewegungen vermittelt. Die 60jährige Geschichte, die sich der Rückschau darbietet, beweist die Mannigfaltigkeit der Bestrebungen, in ein neues Verhältnis zur Wirklichkeit zu gelangen, eine Mannigfaltigkeit, die sich durch das Schlagwort „die moderne Kunst“ nicht total treffen läßt; sie zeigt Anfänge und Endpunkte und vor allem das eine oder andere vollkommene Kunstwerk.

## Nabis und Jugendstil

Die Nabis („Propheten“) waren die erste Gruppe, die in Anschluß an Gauguin mit den malerischen Gepflogenheiten der Impressionisten brachen. Sie zerstören weitgehend die Raumillusion, sie betonen Fläche und Kontur. Statt Atmosphäre dekorative Gebärde, nahe dem deutschen Jugendstil. Vor allem Maurice Denis, der in seiner „Familie Mellerio“ den gleichen fließenden, ornamentalen Gestus in der seltsam „gestellten“ Landschaft walten läßt wie in der davor postierten Menschengruppe. Vuillards „Innenraum“ zeigt noch lose Verbindung mit dem Impressionismus; hier löst sich das Ornament in eigenartige farbige Atmosphäreschwaden auf, die materiell nicht identifizierbar, den Hintergrund durchziehen. In seinem Bootsbild zeigt sich eine Kompositionsparallele zum Jugendstil: aus einer vorderen Ecke heraus das Bild aufzubauen, welcher Richtung auch die Farben in einem Crescendo von Dunkel zu Hell folgen. Ähnlich bei der „Yacht“, Bonnard's. Die Valadon vergrößert nun das Ornamentale ins Knorrige. Die Farbskala ist nuancenärmer, erreicht plakathafte Wirkungen. Sonderbar ihre Landschaft, in der mitten im dekorativen Bewegungsablauf der Pflanzen und Bäume starrstatisch ein Haus auftaucht, gleichsam ein Zitat von Utrillo. In diese Gruppe gehört auch Felix Vallotton, der bei den Sonntagsmalern hängt.

## Fauves

Emanzipierte sich im Jugendstil das Ornament von seiner dienenden Rolle, wurde es mächtig und diktierte es sogar den Gegenständen eine ihm angepaßte Form und Stellung, so löst sich bei den „Fauves“, den „Wilden“, den französischen Expressionisten, die Farbe aus den Fesseln der Dinge; sie ist nicht mehr naturgegebene Lokalfarbe, sie bedeutet und unterwirft sich allein dem Gesetz des jeweiligen Farbarrangements im Bild. Daß immer noch ein stark ornamentaler Impetus das vollkommene Ausbrechen der Farben hindert, unterscheidet die Fauves von einiger deutschen Expressionisten.

V. K.

(Wird fortgesetzt)

Für Studierende Sonderbezugspreis DM 2.90 monatlich

Deutsche Zeitung  
und Wirtschafts Zeitung

Die Zeitung mit der instruktiven Information in Politik und Wirtschaft. Kein Nachrichtenblatt, sondern eine Zeitung, die in tieferschürfenden Kommentaren die Lage erörtert und ohne Rücksichtnahme auf Interessengruppen den Problemen unserer Tage auf den Grund geht. Die Beschränkung auf das Wesentliche und die Schärfe der Analysen entsprechen den Anforderungen, die gerade Studenten an eine Zeitung stellen.

Versand in den Semesterferien auch an die Heimatanschrift

Verlag: Curt E. Schwab G. m. b. H., Stuttgart W, Silberburgstraße 193

# DER BESUCHER / von Daniel

Jedesmal, wenn er kommt, glaube ich, es sei das letzte Mal. Auf die Strapazen folgt ein tiefer Schlaf, der mich den Ereignissen entrückt. Die Erinnerungen an die Stunden mit ihm bleiben jedoch unabwendbar nahe. Ich bin allein, aber ich zittere noch in mechanischer Abwehr, obgleich ich mich schlapp fühle. Ich stoße instinktiv vor wie ein Fechter, wechsle die Angriffsstellung, wippe zurück, biege meinen Oberkörper und schnelle wieder hoch. Schlaf lastet an meinen Gliedern. Ich halte erschöpft inne und denke nach, wie ich mich von ihm befreien könnte: ich bin aber so verzweifelt, daß ich zu keinem Ziel gelange und mich in endlosen Überlegungen verliere. Wohl gewinne ich bei diesen Gedanken etwas Mut, und für kurze Zeit werden meine Bewegungen straffer: aber er wird wiederkommen, polternd besoffen, quer durch das Zimmer auf mich zukorkelnd, einige Flaschen unterm Arm, jeden Augenblick bereit, in ein Lachen auszubringen, wenn er mein ängstlich kleines Gesicht sieht. Ich laß mich jedesmal gehen, stammele Flüche vor mich hin, die er für eine Begrüßung hält, und suche mit Blicken Überlegenheit zu gewinnen. Alles, was ich mir vorgenommen habe, taut in seiner Gegenwart hinweg und es bleibt nichts übrig



als meine jämmerliche Geselligkeit. Er stellt unterdessen die Flaschen auf den Tisch, fast mit einer liebevollen Leichtigkeit, und ergreift meine Hand, daß ich aufseufze. „Gut, daß ich dich sehe, ich muß dir vieles erzählen.“ Seine dröhnende Stimme dämmt jede Widerrede in mir. Er stellt sich breitbeinig vor mich hin und gibt sich väterlich. Ich kenne dieses Theater allmählich und laß es geduldig über mich ergehen. Er ist ein großes Kind, und manchmal glaube ich, er ist es nur meinetwillen: hilflos bin ich seiner Jovialität ausgesetzt.

„Du hast doch Zeit.“ Er deutet mit seiner kräftigen Hand auf den Tisch. „Wir haben mehr Zeit als wir trinken können.“ Er schlägt sich auf die Schenkel, macht einige Tanzschritte, geht dabei in die Knie, hält jedoch inne, ehe ich mich verwundern kann, und sagt sanft: „Hol die Gläser!“ Er zerfließt vor Eifer.

Auf diese Weise macht er mich jedesmal wieder klein. Ich tue, was er sagt, werde fast feierlich bei meiner Arbeit, lege eine Serviette über den Arm und gehe mit eingebogenen Knien. Seine Gegenwart zwingt mir eine Haltung auf, die ich verabscheue und bei anderen Menschen verlache. Er steht mit eingewinkelten Armen da und wartet.

„Brüderchen.“ Er schlägt mir auf die Schulter. „Brüderchen, aus dir wird noch etwas.“ Und wieder wirft er den Kopf zurück und lacht, als sehe er mich schon als Direktor. „Stramm, sehr stramm. Du siehst aber schlecht aus. Hast du Kummer, Brüderchen.“ Seine Augen schwimmen in Trauer. Als er jedoch die Gläser sieht, wird er geschäftig, entkorkt eine Flasche, riecht daran, schnalzt mit der Zunge und gießt ein. Er ist sehr geschickt, fängt den Tropfen ab, indem er die Flasche beim Emporheben etwas dreht. Er verrät in diesen Dingen mehr Sachkenntnis als ich begutachten kann. Er hält viel auf Manieren. Ich setze mich hin und höre ihm zu.

Jedesmal wiederholt sich das gleiche Schauspiel.

Die Erinnerung schmerzt mich. Zusammengeduckt sitze ich auf meinem Bett. Im Kopf dröhnen noch seine Worte und purzeln durcheinander. Ereignisse verlieren Kopf und Schwanz. Ich korrigiere sie so lange, bis ich sie verstehe. Beim Erzählen wird sein Gesicht zur Kulisse und zum Akteur zugleich. Manchmal bricht seine Stimme orkanwild aus ihm hervor, um dann gleich wieder sanft zu werden. daß ich näher zu ihm heranrücke. Oft unterbreche ich ihn, weil ich Zweifel habe.

In den Pausen trinkt er in langen Zügen, schlundet es geradezu in sich hinein, daß sein Adamsapfel auf und ab tanzt. Er versichert mir, daß ihn das alles unentwegt beschäftigt. Ich glaube ihm kein Wort und doch kann ich das dumme Gefühl nicht loswerden, daß ich ihm unrecht tue. Ich be-

ginne ihn zu hassen und kann mich auf keine Argumente mehr einlassen. Als er das erste Mal kam, tat er schüchtern, ließ seine Blicke durch mein blumig tapeziertes Zimmer schweifen und entschuldigt sich wegen seiner Kühnheit. Ich fand ihn linkisch, aber ich kannte ihn noch nicht.

Ich hatte ihn in einer gottverlassenen Kneipe getroffen, in die mich ein Regen verschlagen hatte. Er zwinkerte mir mit den Augen zu als hätten wir beide einmal auf dasselbe Pferd gesetzt und verloren, und lud mich ein. Er war mir völlig neu. Auch als er mich Chef nannte, hielt ich mich zurück und betrachtete meine Fingernägel. Er war von einer lauten Höflichkeit, trug einen braunen Overall: über seinen Beruf zerbreche ich mir noch heute den Kopf. Ich versuchte ihn einzustufen, um seiner sicher zu sein, aber sein Lachen unterbrach mich jedesmal. Ich hätte besser gehen sollen als ihm meine Adresse zu geben, die er auf einen Bierdeckel niederschrieb. Ich ging, obwohl es noch regnete.

Ich hatte ihn schon vergessen, als er eines Tages an der Tür stand. Er blieb nicht lange bei mir, gerade so lange, wie es die allgemeine Schicklichkeit verlangt. Bevor er ging, gab er noch zu erkennen, daß er endlich einen Menschen gefunden hätte, mit dem er richtig reden könnte. Es schmeichelte mir. Ich war sehr von ihm eingenommen, vielleicht auch von mir: es war dasselbe. Ich schwor auf ihn. Er machte eine imposante Figur. Seine hünenhafte Gestalt saß etwas bekümmert in einem grobstoffigen Anzug. Den kantigen Schädel stieß er beim Reden vor. Zorn diktierte seine Haltung, ein stets aufflackernder Zorn.

Übersprudelnde Freude und dumpfe Trauer saßen bei ihm in einem Augenblick zusammen und drohten hervorzuwachen, so daß ich nicht recht wußte, was ich tun sollte. Was solls auch? Ich fiel in sein Lachen ein und heuchelte Unbekümmertheit.

Einmal schlug er mich nieder, als ich ihm sagte, er solle sich zum Teufel scheren, ich hätte anderes zu tun als gerade ihn zu unterhalten. Ich gebrauchte einige sehr häßliche Worte und war sehr wütend, weil ich fürchtete, ich könnte mich nicht mehr vor ihm retten. Er hörte gespannt zu, in sich geduckt, und stand schwankend auf. Seine Faust traf mich hart unterm Kinn und riß mich von den Füßen. Im Fallen sah ich seine entsetzten Augen, die um Verständnis bettelten. Ich sollte ihm verzeihen. Später weinte er. Mir war es schlecht. Ein stählerner Schmerz saß wie eine Klammer um meine Schläfen. Er hob mich hoch, strich mir die Haare aus der Stirn und beobachtete mich bestürzt.

„Das kannst du doch nicht tun.“ Er flüsterte mir begütigend zu und gab sich alle Mühe, den Schlag wieder gut zu machen, indem er eine Güte praktizierte, daß ich die Augen schloß. Sein Atem flog über mich hin. Als ich schließlich seine Schritte hörte, jenes zögernde Scharren zur Tür hin, das kein Ende nahm, stöhnte ich auf. Es war mir als läge ich in einem endlosen Raum: die Schritte ließen nicht nach, sie waren das Ticken einer Uhr. Ich richtete mich hoch und sah seinen Buckel in der Türspalte verschwinden. Ich war sicher, daß er sehr traurig war.

Ich bin vorsichtig geworden, grübele nach, wie ich ihn einmal überrumpeln könnte. Nachts liege ich wach im Bett, den Kopf voller nutzloser hinterlistiger Gedanken, derer ich mich manchmal schäme.

Mein Beruf litt sehr unter seiner Freundschaft, wenn ich mit dieser Vokabel überhaupt unser Verhältnis treffen kann. Selbst wenn er gegangen war, beschäftigte er mich noch, es war gerade so, daß seine Gegenwart mir Sicherheit gab. Niemand kümmerte sich um mich, und nur wenige Einladungen brachten mich aus meiner Einsamkeit. Ich erschien aber dann jedesmal so verstört in der Gesellschaft, daß keiner den Mut fand, sich näher mit mir zu befassen. Auch hatte meine Extravaganz nichts Genialisches an sich. Mir war der Gedanke nie gekommen, daß mein Talent mir diese Bekanntschaft ermöglicht hätte. Ich wurde das Opfer geflüsterter Mutmaßungen: ich sei morbid. Ein Herr betonte das „I“ mit einem Ekel. Einmal so weit gekommen, blieb ich dabei: ich blieb.

„Er leidet“, hörte ich eine mütterliche Dame ausrufen. „Man müßte ihn aufheitern. Ach ich bin so empfänglich für Trauer.“ Mir langte es und ich ging mit Nachdruck. Ich war schließlich nicht gewillt, die Launen des Mitleids auszustehen.

Ich soff darauf um so wilder mit Goliath, wie ich ihn neuerdings nannte, wobei ich mich keineswegs als David fühlte. „Brüderchen, du bist ja so aufgeräumt.“ Und er brachte es fertig mich aufzuheitern.

Mein verkommenes Gesicht erschreckte die Menschen. Sie mieden mich und schnatterten aufgeregt, wie ich überhaupt möglich wäre. Ich war es und kam in Verruf. Meine Arbeitsplätze hingen von den gesellschaftlichen Ambitionen meiner Vorgesetzten ab. Mit der Zeit bekam ich etwas Übung im Abschied.

Vor vierzehn Tagen kreuzte er wieder auf. Ich glaubte meinen Mut zu verlieren, als ich ihn erblickte. Die Tür krachte auf, er lehnte torkelnd im Rahmen. Er stank nach Tabak und Schweiß. Unter zusammengewachsenen Brauen schimmerten zwei gerötete Augen. Er schrie vor Freude auf, als er meine Überraschung sah. So etwas wie Glück stieg in mir hoch. Ich will nicht ungerecht sein, wenn ich das niederschreibe. Er war sehr traurig. Er schwieg. Er mußte gerannt sein, denn seine mächtige Brust hob und senkte sich schwer.

„Ich muß dir viel erzählen.“ Er schmeiß sich auf einen Stuhl, holte zwei Flaschen unter seinem Hemd hervor und bat flüsternd: „Nur zwei Gläser.“ Er riß mit seinen Zähnen den Korken von der Flasche und hielt sie hoch. „Sie werden mich nicht runterkriegen.“ Sein Gesicht verfärbte sich. Er benahm sich wie ein trotziges Kind, aber ich kann mich auch irren, denn wenn es einem richtig packt, fällt man immer in seine Kindheit zurück. Wenn ich ihm nur helfen könnte: aber ich wußte von ihm überhaupt nichts, was er tat, was er war und wer er war. Von sich hatte er immer geschwiegen und meine Neugier unmutig abgewiesen. Er brachte es zu meinem Erstaunen fertig, fast nie Ich zu sagen.

Er legte mir seine Hand auf den Ärmel. „Hör her Brüderchen, laß sie nur schwätzen.“ Seine Finger griffen um die Tischplatte. „Halt es fest!“ er hob den Tisch hoch und ließ ihn fallen, daß die Gläser herunterfielen. Ich spürte, daß er sehr traurig war, und holte neue Gläser. Ich tat es fast mechanisch. Er schimpfte maßlos und entschuldigte sich deswegen und fluchte weiter. Als die Trunkenheit Gewalt über seine graublauen Augen gewann, sang er. Er dirigierte mit der linken Hand. Plötzlich stürmte er auf mich zu, umarmte mich und schlenderte großspurig zur Tür. Unterwegs warf er den Tisch um, ohne sich daran zu stören. Ein jäher Zorn bezwang mich, aber ich war so unsicher auf den Beinen, daß ich stolperte.

Noch auf der Treppe hörte ich sein Lied. Unten rief er mir noch zu. „Halt fest, Brüderchen.“ Er öffnete seinen Mund und lachte und lachte, daß seine großen Zähne zwischen seinen Lippen blitzten.

Ich reckte mich hoch und wußte nicht recht, ob ich ihn lieben oder hassen sollte. Auf der Straße sang er weiter, einen traurigen Singsang, den ich jetzt immer noch vor mich hinpfeife.

In der einen Flasche war ein kleiner Rest.

Später stürzte ich in tiefen Schlaf, sein Gesicht hing betelnd vor mir. Beim Erwachen merkte ich, daß ich geweint hatte. Darüber wurde ich so nachdenklich, daß ich dies alles aufschreiben mußte, obgleich eine Erregung mich öfters unterbrach.

Und wenn er wiederkommt, weiß ich sicherlich nicht vor Freude, was ich anfangen soll: ich weiß es nicht.

## Die schmutzige Wäsche des Herrn Barbusse

Vielfältig ist die Art der Liebesbegegnung. Wenn man sich einmal diesem Thema widmen würde, käme man zu manchen Einsichten, die aber nicht bessern würden. Der menschliche Geist ist erfinderischer als die Welt gemeinhin annimmt. So hatte Herr Barbusse, dem es an erwideter Liebe gebracht, seine Einsamkeit einfach satt und überlegte sich, da er für spontane Regungen nicht die nötige Leichtfertigkeit hatte, wie er hierbei am besten vorgehe. Die Liebe hatte ihn schon heimgesucht: ihm fehlte nur noch der Gegenstand, der in diesem Falle, wie der Leser vielleicht erraten wird, ein Mädchen sein muß. Herr Barbusse fand nach einigen Enttäuschungen, die oftmals das Gemüt verdunkeln und es mit einem unbeugbaren Haß gegen das Weibliche versehen, daß man nur Maskulina in seinen Wortschatz aufnimmt. Herr Barbusse fand nun eine Methode, die ihm erfolgreich dünkte. Seine schmutzige Wäsche, die er ehemals den Armen schenkte, trug er jetzt mit einigen Hintergedanken zu Wäscherinnen, die es heuer genau noch so gibt, wie zu Diderots Zeiten, der sicherlich diese Geschichte viel besser erzählt hätte als ich, wenn man ihn aufgefordert hätte: mit Aussicht auf Lohn, was man hoffentlich in meinem Falle nicht übersieht. Herr Barbusse, selbst schon etwas alternd, bevorzugte jüngere Wäscherinnen und er richtete es so ein, daß er immer hinzukam, wenn sie seine Hemden und sein anderes „intime Umhängsel“ wie er seine Unterwäsche mit moralischem Unterton bezeichnete, an das Seil hängten und hilfebedürftig auf der Leiter schwankten. Er hatte eine



Art dreinzuschauen, daß eine abstürzte und ihm in die Arme fiel. Er stammelte vor Verwirrung: „Sie waschen aber gut.“

Sie tat es wirklich und brachte auch Herrn Barbusse zu einigem Verstand. Man sah ihn oft an ihrem Arm durch die Straßen wandeln: philosophisch ernst und gut gewaschen. Er schrieb eine Broschüre: Über die Liebe. Entdeckungen eines Einsamen: Ich hab sie versehentlich gelesen und gehe Wäscherinnen aus dem Weg. Guter Diderot, wenn Du das noch hättest erleben können! Herr Barbusse schrieb noch ein anderes Lebenswerk zu Ende und zeugte Gott sei Dank einen Sohn, daß er nicht ganz in Vergessenheit geriet. Homunculus

# TRANSIT

Zu Walter Höllers Lyrikbuch der Jahrhundertmitte

„Wehe der Kunst, deren Schönheit nur für den Künstler da ist“, rief d'Alembert, vor dem Ästhetizismus warnend, aus. Er wußte: Ästhetizismus bedeutet Kluft; Kluft zwischen schöpferischem Ich und nichtschöpferischem Du, zwischen Künstler und Gesellschaft.

Wie steht es heute darum? Was beispielsweise die moderne Lyrik angeht, so scheint sie — im Ganzen gesehen — eine Kunst ohne Publikum zu sein, und allein dem Snob steht es zu, daraus umbesehen auf eine hohe Qualität dieser Lyrik zu schließen. Das Publikum jedenfalls klagt über Unverständlichkeit, es begreift das moderne Gedicht nicht, es quält sich mit ihm herum und resigniert endlich. Moderne Lyrik ist „schwierig“, und der sie schreibt, läßt sich's nicht anfechten, weithin unverstanden zu sein. Er fühlt sich als Seismograph, der auf die verwirrend vielschichtigen, paradoxen und immer simultanen Erscheinungen der Welt mimosisch zart reagiert. Moderne Lyrik ist „dunkel“.

Walter Höllers bedauert es im Vorwort zu seinem Lyrikbuch („Transit“ — Lyrikbuch der Jahrhundertmitte; herausgegeben von Walter Höllers; Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main; 334 S., DM 16,80), die Kluft nicht beseitigen zu können. Er ist jedoch überzeugt, der moderne Lyriker drücke im Grunde nur das aus, was auch „von seiner Zeitgenossenschaft als erreichbarer Bewußtseinshorizont geahnt wird.“ Wenn aber der Dichter das ins Wort setzt, was auch den des Dichtens Unkundigen erfüllt, dann wird die Kluft zum Rätsel. Das Problem ist wichtig. Auch das Publikum will mit geziemendem Respekt beachtet werden. Man sollte ihm nicht leichtfertig seine Unfähigkeit vorwerfen, sich im modernen Gedicht selbst zu erkennen. Könnte es nicht auch anders sein, könnte nicht vieles, allzuvielen von dem, was heute als moderne Lyrik sich anbietet, gar nicht getragen sein von jenem „kollektiven Unterstrom“, der — wie Adorno treffend bemerkt — „alle individuelle Lyrik gründet“? Dann hätten wir es mit Ästhetizismus zu tun, und wir sollten Ausschau halten nach dem d'Alembert unserer Zeit!

Gibt es in der zeitgenössischen deutschen Lyrik Anzeichen für Ästhetizismus? Zweifellos ja! Nicht so sehr weil (der in diesem Punkt so oft mißverständene) Gottfried Benn der Meinung war, es gebe „keinen anderen Gegenstand für die Lyrik als den Lyriker selbst“, sondern weil die Akzentverlagerung zum Abstrakten, Athematischen und Strukturellen schon nicht mehr jene „turnusmäßige“ Formbetonung darstellt, die Oskar Loerke meinte: „Immer wechselten die Jahre, in denen es hieß: mehr Stoff! mit anderen, in denen es hieß: mehr Form!“ Die modernen Extremisten wollen ja gar nicht mehr Form, sie wollen überhaupt nur Form oder „Struktur“, wie sie sagen. Albert Arnold Scholl z. B. meint: „Poesie beginnt wo die Inhalte aufhören“ oder: „Das Gedicht ist ein Molekularmodell aus Vokalen“. Das ist Ästhetizismus! Das erklärt die Kluft, von der die Rede war. Die Verfasser von Gedichten solchen Typus sind nicht befähigt, „in Selbstversenkung das Allgemeine zu ergreifen“ (Adorno). Sie scheinen die Konjunktur des „dunklen“ Gedichts auszunutzen, indem sie noch die privatesten Banalitäten mit dem pseudosurrealistischen Schleier eines Geheimnisses drapieren, getreu der Lichtenberg'schen Empfehlung: „Wenn dein Bißchen an sich nichts Sonderbares ist, so sage es wenigstens ein bißchen sonderbar“.

Auch dem „athematischen“ Gedicht, indem „der reine Strukturvorgang zu gestalten versucht“ wird, hat der Herausgeber eine Chance gegeben. Diese Spezies beruft sich auf assoziativen Automatismus, wie ihn der zu oft vertretene Max Hölzer praktiziert. Das im Vorwort zum Ausdruck gebrachte „Vertrauen darauf, daß die richtig (!) herausgeholt Form von sich aus überraschend (!) neue und gültigere (!) Inhalte erscheinen läßt“, rechtfertigt sich zumal bei Hölzer nicht. Was thematisch von seinen Gedichten noch übrig bleibt (nachdem die Form, der es offensichtlich an Gestaltung mangelt, weder „überraschende“ noch „gültigere“ Inhalte zu offenbaren wußte), bleibt rätselhaft. Kunst, die auf Zufall und Überraschung angewiesen ist, kann man bestenfalls als Spiel und Experiment bezeichnen. Verwechselt wird Individuelles mit Privatem. In jenem vermag sich ein Allgemeineres zu kristallisieren, in diesem nicht.

Das höchste Vergnügen, welches diese Anthologie dem Leser bietet, ist das Vergnügen unablässiger Entdeckung. Da erweist sich der 30jährige Günter Grass als eine Begabung von eindringlicher imaginativer Kraft. In seinen Gedichten („Geöffneter Schrank“, „Polnische Fahne“, „Nächtliches Stadion“) ist Gegenwart eingefangen, aber: im Peripheren wirkt zugleich das Tiefe. Man fühlt: mehr läßt sich nach dem historischen Stundenschlag lyrisch nicht vollziehen. Überhaupt findet man unter den jüngeren Autoren (leider fehlen Heinz Winfried Sabais und Carl Guesmer) außerordentliche Begabungen. Gemeint ist nicht etwa Klaus Bremer, dessen verstümmelte Wortkaskaden beinahe schon lettristisch daherstürzen, gemeint ist vielmehr der 1929 in Teheran geborene Cyrus Atabay, dessen metaphorische Brillanz („Tage, Tage — wilde Tauben der Vergänglichkeit...“) sich nährt aus ursprünglicher Einsicht in die rational kaum faßbare Grundstimmung unserer Zeit; gemeint ist der 25jährige Herbert Heckmann („Der gelbe Akrobat“, „Zur Dekoration“, „Vor der Eisenacht“); gemeint ist Franz Mon (Jahrgang 1926), der durch die große, weitausholende Form überzeugt („Trilogie“), gemeint ist auch Dieter Wyß (Jahrgang 1923), der das „dunkel“ Gewordene seiner Erinnerung in ein gültiges Zeichen der Zeit zu wandeln vermag („Gestern“).

Bei Helmuth Nürnberger, Werner Lutz, Erasmus Jonas, René Altmann, Reinhard Paul Becker, Andreas Donath, Peter



Härtling, Dagmar Nick und anderen blitzen oft gelungene Bilder und lyrische Versionen auf, die aber das Gedicht als Ganzes nicht immer zu tragen imstande sind.

Daß Höllers selbst, Ingeborg Bachmann, Celan, Eich, Krolow, Lehmann, Schwedhelm und nicht zuletzt Paul Klee einmal mehr mit überzeugenden Versen vertreten sind, versteht sich. Dagegen vermißt man etwa Bergengruen, F. G. Jünger, Siegfried Einstein, Hermann Stahl und Horst Lange. Der Herausgeber hat sich nach dieser Seite hin (er spricht vom „literarischen Unterstrom“) bewußt abgegrenzt, um nach der anderen Seite sich großzügiger zu zeigen. Freilich fallen dadurch die höflichen Verbeugungen vor Rudolf Alexander Schröder und Hermann Hesse etwas linkisch aus.

Helmuth Lamprecht

## Exerzitien der Erinnerung

Das Glück kennt keine Zeit und doch ist es an den Augenblick gekettet, in dem es eine Ewigkeit erhoffen läßt. Jedoch ehe es anhebt, erliegt es schon dem Fluch der Dauer, der ihm den Glanz raubt. Es gliedert sich ein und nimmt alltägliche Farben an. Ein elegisches Nachsinnen wird wach, nicht über die Fehlbarkeit einer törichten Hoffnung, sondern über das herzdrängende Glücksverlangen, das immer wieder den Anfang setzt.

Das Glück fordert Heroismus, nicht um ihm zu entsagen, sondern um es immer wieder aufzunehmen. Das Wagnis zur Wiederholung „die ewige Restauration des ursprünglichen, ersten Glücks“ (Benjamin) ist von zwiefachem Gefühl durchtränkt: der Trauer über Vergangenes und dem aus der Erinnerung gewonnenen Mut zu neuem Anfang. Es gibt eine Dialektik des Glücks, in dem die Erinnerung vermittelt. Das Einmalige am Anfang hebt alles Nachher in die Taufe: die Zeremonie der Ähnlichkeit, das Wiederfinden des Ersten, vielfach ist die Welt hierfür nur Statisterie, bindet die Augenblicke aneinander und fügt sie zu einem Fluß, in dem sich die Wirklichkeit immer wieder findet.

Prousts Romane sind die unendlich anmutende Synthese von Wirklichkeit, die in die Erinnerung gebannt nur noch als deren Kultus erscheint: immerzu Gegenwart aus der Erkenntnis des Ähnlichen beseelt von der Wiedererinnerung, die den Augenblick beglückt. Es ist, als hätte sich in Proust die platonische Anamneselehre säkularisiert.

Der 5. Band des „A la recherche du temps perdu“ — La Prisonnière, jetzt zum ersten Male ins Deutsche übertragen, setzt das unendliche Thema fort: die Liebe zu Albertine, wie sie in dem lapidaren Ausgang von „Sodom und Gomorra“ — ich werde Albertine heiraten — Endgültigkeit verspricht, fast mit dem Akzent einer Verzweiflung, die einen apodiktischen Entschluß gegen den Katarakt des Vergehens setzt, obwohl sie weiß, daß die Erinnerung das Glück wohl dem Vergessen entrückt, es aber nie selbst gebiert. Nach dem Taumel der Seligkeit, Albertine nahe zu wissen, verstärkt sich das Mißtrauen. Die Liebe geht über in das Gefühl von Besitz. Gewohnheit setzt die Erwartung fest und beraubt sie ihrer Spannung. In die Physiognomie des Bewußtseins, wo Erinnerung Vergangenes in den Augenblick schwemmt, und schon Erlebtes Späteres entschlüsselt, ist die Wirklichkeit als Kulisse hineingenommen, die den Hauch des verlorenen Paradieses noch an sich hat. So stehen die Sätze

ganz im Gewebe der Erinnerung, die allein die Einheit des Textes verbürgt. Den alltäglichen Handlungen eignet etwas Magisches: sie inszenieren Vergangenes ohne nachdrücklichen Aufwand. Die beispiellose Neugier Prousts, der Bediente um ihr indiskretes Wissen beneidete, ist nichts anderes als der bis in den Exzeß getriebene Versuch, der Zeit auf die Schliche zu kommen, indem man die feinsten Veränderungen registriert. Der Schlaf der Geliebten, das Spiel der Verwandlungen auf ihren Antlitz, das Detail regt die Vorstellung an, die zeitlich Getrenntes in einem Jetzt verschwistert. Der Schlaf, das Halbbewußte, dem die Schärfe einer Aktualität mangelt, fungiert hier als Regisseur der Erinnerung. Die Häufigkeit des Partizipium Präsens, wo die Bewegung zu nominaler Starre gefriert, ohne den verbalen



Impuls einzubüßen, charakterisiert den Versuch, das Geschehen anzuhalten, um ihm Vergangenes einzuverleiben. Der breite Fluß Proustscher Prosa bevorzugt das Innhalt der Meditation, das Versenken in das Zwischen, wo Erinnerung Geschehnisse verknüpft.

Proust besitzt eine Kontemplationsfähigkeit, die an Vehemenz den „Exercicios espirituales“ nicht nachsteht: er versucht die Welt des Jetzt an den beglückenden Anfang zu binden, der entschunden ist. In die Liebe zu Albertine mischt sich Eifersucht: er glaubt sich von der Zeit betrogen. Die Zeit ist es selbst, die ihm eine unbestechliche Distanz zur Welt vorschreibt, als neidete sie ihm den Besitz des Glücks. Albertine gerät immer mehr in die Fangarme seiner Reflexionen und Verdächtigungen. Es sind gleichsam die Enttäuschungen seiner Erwartungen, sein einzigartiges Glücksverlangen, das die Aktualität beschattet. Prousts Gespür für Veränderungen ist so differenziert, daß er darob das Geschehen verliert. Die Dauer eines jungfräulichen Augenblickes reicht kaum bis zur Ankunft seiner Erwartung. Es ist das längst Entschwundene, jedwede Hoffnung anstiftende das am Augenblick scheitert, weil er es nicht zu bergen vermag.

Proust kennt die Dialektik des Gefühls, der er geradezu mit einer melancholischen Besessenheit nachgeht. In dem Konzert des Komponisten Vintieu gelangt ein erfüllter Augenblick: die Welt ist in einen Kreis von Erinnerung, Erwartung und Erleben gebannt. Dieser Augenblick ist um so beglückender, je mehr sich das Erste mit dem Jetzt identifiziert. Ein Gleichgewicht herrscht, in dem der Schmerz über Vergangenes in die Freude am Wiedererinnern schmerzt.

H. H.

Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit; V. Die Gefangene; Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M., 625 S. DM 22,00.

## Ein Portrait

Er tauchte plötzlich auf und wenn er etwas sagte, hatte man das Gefühl, er hätte es die ganze Zeit seines Fortbleibens vorbereitet. Er besaß geometrische Züge mit einigen Pickeln, verriet jedoch in der Kleidung Geschmack und bemühte sich um eine betonte Unauffälligkeit. Seine Stimme roch nach Pfefferminz: eine Spur von Hygiene war überall an ihm zu bemerken. Er sprach Hochdeutsch und liebte vokalische Dehnungen. Die Aufgabe des Zuhörens fiel einem bis zur kritiklosen Zustimmung zu, wenn das Gespräch ein absehbares Ende haben sollte.

Dieser Mensch befand sich plötzlich unter uns, ohne daß einer sein Erscheinen näher erklären konnte. Er war gesellschaftlich versiert, lud uns ein und nahm zuweilen mit vorsätzlicher Beschämung die Gelegenheit wahr, uns aus seinen Werken vorzulesen. Er hatte Talent zur Langeweile, die er freilich mit obszönen Einfällen würzte, um den Mangel an Geist wettzumachen. Zuweilen hatte man den Eindruck, daß seine Sätze sich auf ein bloßes Ich reduzieren ließen. Mehr sagte er nicht aus. Er entschädigte uns jedoch mit guten Weinen, bei deren Auswahl er eine gute Hand bewies. Wir genossen das Dargebotene in dem Maße, daß wir selbst den letzten Dreck begeistert aufgenommen hätten, rein physiognomisch, wie sie vielleicht selbst bemerkt hätten.

Er fuhr unbeirrt in seinen Werken fort, aufdringlich fruchtbar, indem er sich immerzu variierte. Wir ertrugen ihn nur wegen seiner Schwester, die unter diesen Umständen aufblühte, das aber auch nur bis sie es bei ihrem Freund beließ, den sie von nun ab immer mitschleifte und als Claqueur gut postierte. Er war stets gebügelt und besaß einen gutgehenden, bedenkenlos zustimmenden Charakter. Die Rolle des Bewunderers erledigte er, ohne selbst ins Blickfeld zu kommen. Er blieb eine lebenswürdige Randfigur, wie ihn jede Gesellschaft so bezaubernd findet, weil er zu allem paßt, Trottel und Liebhaber zugleich, vielleicht mehr Trottel. „Er ist so stark“, sagte sie und es war nichts weiter zu machen, als sich abzusetzen. Wir fanden schließlich in einem resumierenden Gespräch, daß man wegen einer Frau die Bewunderung nicht auch noch auf andere Dinge lenken soll. Man soll es wirklich nicht.

## KUNSTHANDLUNG

**Karl Vonderbank**

VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstatt



Gegründet: 1909

Jahrzehntelang  
der Universität Frankfurt am Main  
verbunden steht Ihnen immer das

*Haus der Bücher*

**PETER NAACHER**

FRANKFURT AM MAIN  
Steinweg 3 (An der Hauptwache)

mit seiner

**Buchhandlung für Universitätswissenschaften**

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)  
Neue Telefon-Nummer: 687644, 96641/43

**für Ihre Bücherwünsche zur Verfügung.**

Ein Buch zum Fest bereitet immer Freude.  
Wir beraten Sie in Ihrer Auswahl gern  
und bitten um Ihren Besuch

# Numerus Clausus: Probe auf's Exempel

Fräulein Marga Winters, 28, stammt aus einem kleinen Dörfchen im Ober-Westerwald. Sie war dreizehn, als sich ihre Eltern trennten. Ohne rechtes Zuhause erkaufte sie sich mit einer Odyssee durch ein halb Dutzend deutscher Oberschulen in den bösen Kriegs- und Nachkriegs-Jahren das Abitur. Der Wunsch, ein Studium zu beginnen, scheidet an finanziellen Gegebenheiten. Eine Dolmetscher-Schule verschafft die pro-forma-Qualifikation für eine Stelle als fremdsprachliche Sekretärin. Diesem Versuch der Selbst-Erhaltung setzt eine ernste Herzerkrankung ein Ende. Fräulein Winters fährt zur Erholung zu Verwandten auf den fernen Balkan und hat dort in relativer Geborgenheit die Gelegenheit, zwei Semester Philologie zu studieren. Der Weg zurück nach Deutschland bedeutet wiederum den Zwang, sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen. In vier Jahren gelingt es Fräulein Winters, sich eine gewisse berufliche und finanzielle Basis als Sekretärin in der Werbe-Abteilung eines Frankfurter Verlages zu schaffen. Da stellen sich erneut gesundheitliche Schwierigkeiten, ein. Der Arzt verbietet Fräulein Winters praktisch das Maschine-Schreiben. Schon früher hatte sie mit dem Wunsch gespielt, die Maschine mit der Feder zu vertauschen, sich in einer redaktionellen Tätigkeit zu versuchen. Aber da fehlen vielleicht doch gewisse Voraussetzungen? Also — zurück zur Universität! Fräulein Winters überlegt: Wenn sie am Anfang eine begrenzte Zahl von Semestern arbeitet und studiert, dann würde sie genug sparen können, um sich in den letzten, entscheidenden Semestern ganz dem Studium widmen zu können. Sie war inzwischen hessische Bürgerin geworden und hatte damit Anspruch auf Gebührenfreiheit auf Grund des Hessen-Erlasses. Ein Blick in das Vorlesungs-Verzeichnis zeigt ihr, daß viele Vorlesungen, Übungen und Seminare in den Abendstunden stattfinden, mehr als genug, um ihre Wünsche für die ersten 2—3 Semester zu erfüllen. Also füllt Fräulein Winters ihren Antrag auf Zulassung zur Philosophischen Fakultät der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt am Main für das Winter-Semester 1956/57 aus und sendet ihn zusammen mit den erforderlichen Unterlagen fristgemäß an das Sekretariat der Universität. Sie hatte — der Wahrheit entsprechend und ohne zu zögern — eine Frage der Zulassungsbehörde beantwortet, die sie — ohne groß darüber nachzudenken — als eine Art fürsorgliche Routine-Frage empfand: Ob und gegebenenfalls wie lange sie arbeite?

Dann hörte Fräulein Winters von der Universität eine ganze Weile gar nichts. Kurz vor Semesterbeginn schrieb ihr das Sekretariat, über die Frage ihrer Zulassung könne vorläufig nicht entschieden werden, da sie ganztätig arbeite; falls sie jedoch inzwischen ihre Tätigkeit beendet habe, möge sie doch die Universität benachrichtigen. Wenige Tage darauf, am 8. November 1956, kam eine „Zulassung“ mit dem merkwürdigen Hinweis (in Rotstift!): „Nur mit Kündigungsschreiben“. Eine freundliche mündliche Anfrage bei einem jungen Universitäts-Inspektor ergab die ebenso höfliche wie eindeutige Bestätigung, daß Besitzer solcher „Zulassungen“ in der Tat nur unter Nachweis der Beendigung ihres Arbeitsverhältnisses zur Einschreibung zugelassen würden und daß im übrigen Magnifizenz es auf Verwaltungsgerichtsverfahren ankommen lassen würde.

Fräulein Winters pflegt keine Meineide zu leisten. Sie nimmt also Dank des Entgegenkommens einiger Professoren an deren akademischen Veranstaltungen als Gast teil.

Zur „Überfüllung“ der Universität leistet Fräulein Winters keinen Beitrag. Sie könnte es auch gar nicht, denn bis 16.30 Uhr arbeitet sie. Sie „nimmt“ niemand „einen Platz weg“, denn meistens ist sie gar nicht da. Sie wäre gern bereit, auf jede der vielgepriesenen Vergünstigungen für Studenten zu verzichten — wenn man sie nur studieren ließe.

Vermutlich ist sie nicht die einzige, die an der Weisheit eines — und schon gar dieses — Numerus Clausus zweifelt. Eine Förderung der Studenten, die vom Studium — vielleicht gerade wegen ihrer größeren Reife und Lebenserfahrung — unverhältnismäßig mehr profitieren könnten als mancher, der Dank Papas Geldbeutel die Hallen der Alma Mater zielt, wäre überzeugender.

Wäre Fräulein Winters auf „Vergünstigungen“ aus, sicher hätte sie dann die Zulassung ausgenutzt, die sie vor einem Jahr von eben dieser Universität ohne Beanstandungen erhielt.

An unserer Universität gibt es viele Herren und Fräulein Winters. Studenten, wie Du und ich. Man spricht von 30—60%. Wann fällt die Axt für sie?

Werner Wilkening

## Delegiertenkonferenz in Berlin

Nachdem die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften in Grömitz beschlossen hatte, in Zukunft einmal im Jahr in Berlin zu tagen, fand die Herbstdelegiertenkonferenz vom 12. bis 17. November in Berlin statt.

Die Eröffnung fand als Verbundenheitskundgebung im Stadtverordneten-saal des Wilmersdorfer Rathauses mit Reden des Rektors der Freien Universität, Magnifizenz Paulsen, des Berliner Abgeordnetenvorstehers Willi Brandt und des 1. VDS-Vorsitzenden Wilhelm Jösch statt.

Willi Brandt gab eine Absage an den totalitären Staat, der junge Menschen nach Plan umformen wolle. Politisches Handeln müsse nicht unbedingt in den Parteien zum Ausdruck kommen, denn Parteipolitik sei nicht jedermanns Sache, Man dürfe das politische Interesse nicht nur nach dem bemessen, was in der Parteipolitik zu Tage trete.

Ein Student im Alter von 19 bis 25 Jahren könne noch keinen Kontakt zur Weimarer Republik gehabt haben. Die Nachkriegszeit habe er nicht gestaltend miterlebt. So nimmt es nicht Wunder, daß er mehr interessiert ist an einem Ausblick auf das Jahr 1966 als auf einen Rückblick auf 1946. Da die Welt in zehn Jahren aber die Welt der Wissenschaft und Technik sei, ist die Ausschöpfung der Begabungsreserven eine Existenzfrage der Nation. Gegenüber der Pflicht der Öffentlichkeit mehr zu tun als das, was sich jetzt zur Sicherung der Forschung und Förderung anläßt, besteht die Pflicht der Hohen Schule, Akademiker heranzubilden, die mehr sind als bloße Funktionäre.

Wilhelm Jösch wünschte der DK, daß sie mit Selbstvertrauen und im Bewußtsein der Verantwortung die anliegenden Aufgaben lösen möge. Sein Wunsch ging für ihn und die anderen Vorstandsmitgliedern allerdings negativ in Erfüllung; denn sie zogen in der Diskussion um strittige Punkte den Kürzeren. Zwei Mißbilligungsanträge bewegten den Vorstand zum Rücktritt.

Jösch erklärte später, der Vorstand habe diese Entscheidung treffen müssen, weil sich die DK als das „institutionalisierte Mißtrauen“ ihm gegenüber dargestellt habe und damit eine vertrauensvolle Zusammenarbeit illusorisch geworden sei.

Es war kennzeichnend, daß die Delegierten, die doch in vielen Fällen die Unabhängigkeit von der örtlichen Studentenschaft

betonen, sich in dieser Situation nicht trauten, eine Vorstandsbesetzung ohne die örtlichen Studentenschaften vorzunehmen, schlug doch der Rechtsausschuß vor, eine außerordentliche Mitgliederversammlung einzuberufen. Die Meinung der „Youngsters“ siegte schließlich über diejenige der alten DK-Hasen, und ein Vorstand wurde vertretungsweise beauftragt, der durch die örtlichen Studentenschaften bestätigt werden muß.

Die Wahl des 1. Beauftragten ging schnell vonstatten. Heinrich Wittneben, in Grömitz unterlegen, wurde im ersten Wahlgang gewählt. 2. Vorsitzender wurde der Grömitzer Gegenkandidat um diesen Posten Lorenz, Kirchliche Hochschule Berlin. Zum Finanzreferenten wurde Heinz Hofmeister wiedergewählt.

Eine lange Personaldebatte ergab die Wahl des 4. Vorsitzenden. Vorgeschlagen war insbesondere Auslandsreferent Ebert von der Freien Universität Berlin. Die Überlegung, in Lorenz und nun Ebert zwei Vertreter Berlins im Vorstand zu haben, ließ wohl manche Delegierte zögern. Schließlich entschied aber die Tatsache, daß sowohl Lorenz als auch Ebert in Westdeutschland beheimatet sind und damit wohl schlecht als Berliner gelten können, zugunsten Eberts.

Das ungünstige Erbe, das der Vorstand übernimmt, wird noch schlechter durch das große Loch in der Kasse, welches die Aktivitäten des alten Vorstandes gerissen haben. Die DK mußte die Überziehung einzelner Titel gestatten und der nächsten Mitgliederversammlung zur Genehmigung empfehlen.

Hauptaufgabe dieser DK sollte die Verabschiedung des Hochschulreformprogramms des VDS sein. Die vielen Widersprüche und Verbesserungswünsche, die das Plenum dem Bericht des Hochschulreform- und Sozialausschusses entgegengesetzte, ließen zum Schluß nur einen Teil und zwar die Struktur der Hochschule als „Arbeitsgrundlage zu Hochschulreformprogramm des VDS“ davon übrig. (Siehe Beilage).

Besonders heftig war die Diskussion über den Zugang zur Hochschule für Nichtmature. Der Ausschuß bevorzugte eine als Voruniversität an die Hochschule anzugliedernde Institution. Diese Meinung rief Dr. Fischer, den Beobachter für die Rektorenkonferenz auf den Plan. Er wies die Aufgabe der Vorbereitung für die Universität in den Bereich der Schule. Wenn die Schule gegenwärtig das nicht schaffe, müsse die Schule reformiert werden, das habe sie sowieso nötig. Dies sei als Aufgabe und damit Belastung der Universität zu sehen.

Als Kernfrage schälte sich heraus, ob es überhaupt noch ungenutztes Potential an Begabung unter den Nichtstudenten gebe, denn nur wenn man diese Frage bejaht, ist die Schaffung außerordentlicher Schulungsstätten notwendig. Die Meinung des Ausschusses, jeder Nichtstudent müsse als potentieller Student angesehen werden, führte Dr. Fischer mit der Bemerkung „potentieller Student ist jeder Embryo“ ad absurdum.

Das Gremium entschied die Debatte dahingehend, daß es besser ist, mit weiterem Potential an Begabung zu rechnen und Möglichkeiten zu seiner Förderung zu schaffen, als zu verneinen und Möglichkeiten auszulassen.

Auch Vogel (FDJ) gab sein Teil zur Diskussion in Form eines Einwurfs: die Voruniversität muß als falscher Weg gelten, denn sie wäre nicht mehr wert als die Arbeiter- und Bauernfakultäten der SBZ.

Die Arbeitsgrundlage soll auf der nächsten Delegiertenkonferenz zum eigentlichen Hochschulreformprogramm des VDS vervollständigt werden. Neben diesem wichtigen Tagungsordnungspunkt verbläßen andere Probleme, die die DK nicht mit gleicher Gründlichkeit behandeln konnte. Über sie im einzelnen zu berichten kann daher einer Nachlese vorbehalten bleiben.

Magnus Weber

## Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

### Politik

Der Eid auf Hitler. Eine Studie zum moralischen Verfall des Offizierkorps der Reichswehr.

Karl Otmar Frhr. von Aretin in Politische Studien. 1956, H. 79. Schattenriß der neuen Mittelschichten. Gesichtspunkte und Forderungen für eine zeitgerechte Mittelstandspolitik.

Karl W. Böttcher in Frankfurter Hefte. 1956, H. 11. Polen, Ungarn und wir.

Iring Fetscher in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 22. Besinnung im Weltsturm. Zur Moral und Politik der westlichen Mächte bei der Intervention am Suezkanal.

Wilhelm Röpke in Rheinischer Merkur v. 30. 11. 1956. Hundert Jahre Realpolitik. Es schwank ihr Charakterbild in der Geschichte.

Hans Rothfels in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 24. 11. 1956.

Der Verrat im 20. Jahrhundert.

in Die Gegenwart. 1956, H. 22. Wiederkehr der Furcht. Von der Rede Chruschtschews bis zur Drohung Bulganins.

in Die Gegenwart. 1956, H. 24. An Deutschlands Grenzen. Nachbarschaftliche Beziehungen zu West und Ost.

Adalbert Worliczek in Die politische Meinung. 1956, H. 6. Jugend und Politik.

Friedrich Zimmermann in Politische Studien. 1956, H. 79.

### Wissenschaft

Abhandlungen über anthropologische Denk- und Forschungsrichtungen der Gegenwart.

in Studium Generale. 1956, H. 8. Gibt es den modernen Menschen?

Wolfgang de Boer in Universitas. 1956, H. 11. Die Zukunft der Sprachwissenschaft.

Mario Wandruska in Universitas. 1956, H. 11.

### Kultur

Sorgen um die Volksschule.

Walter Dirks in Frankfurter Hefte. 1956, H. 11. Die Malaise der Intellektuellen.

Eugen Gürster in Merkur. 1956, H. 11. Die Finanzierung der Hochschulen. Tatsachen und Vorschläge.

Hans von Heppe in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 22. Deutsche Literatur im Exil. Von der Verantwortung des Schriftstellers.

Hermann Kesten in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 22. Gedanken zur staatsbürgerlichen Erziehung.

Eduard Spranger in Das Parlament v. 28. November 1956, Beilage.

## Farbe bekennen!

Es gehört zur Zoologie unserer Zeit, daß mehr Wölfe im Schafspelz unter uns einherwandeln, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Nun sei weder der Hochschulgruppe des „Demokratischen Kulturbundes Deutschlands“, die dieser Tage mit einer Veranstaltung wieder einmal an das Licht der Öffentlichkeit trat, noch ihrem Referenten, Herrn Professor Franz Paul Schneider — gewöhnlich unter dem Namen „Anti-Wehrpflicht-Schneider“ bekannt — das Prädikat der Gemeingefährlichkeit zugesprochen. Der Veranstalter und Referent waren von einer derartigen Harmlosigkeit, daß nichts weniger am Platze wäre. Ja, so harmlos, daß es hier nicht einmal möglich ist, einige kritische Worte vom wissenschaftlichen Standpunkte zum Thema des Abends zu geben, das da unter dem anspruchsvollen Titel „Elitenproblem“ angekündigt worden war. Ganz am Rande nur, als die Diskussion schon in unerfindliche Gefilde abgerutscht war, wurde ein Gedanke berührt, der wenigstens zum Nachdenken Anlaß gab. Man solle, meinte Professor Schneider, eine wertfrei wirkende Professorenschaft an der Universität bevorzugen, welche ganz besonders die Welt der Politik von der Sphäre wissenschaftlicher Lehre und Forschung zu trennen verstehe, selbst auf die Gefahr hin, daß so die schwersten politischen Irrtümer entstehen könnten. Darum sei es nur nebensächlich, meinte der Referent, wenn namhafte Wissenschaftler zufällig ein Glückwunschtelegramm an Herrn Hitler oder eine Ergebnisadresse an Herrn Stalin gesandt hätten. Nun dürfte aber hinreichend bekannt sein, in welcher Weise durch solche „wertfreien“ Handlungen das Hitlerregime gerechtfertigt wurde, Stalin den Nimbus der Unfehlbarkeit bekam.

Wenn nach all diesen Erfahrungen heute noch ein Mitglied der Professorenschaft einen solchen Standpunkt vertritt, so ist das zwar bedauerlich, wenn dies aber ein Professor tut, der maßgeblich im Kampfe gegen die Einführung der Wehrpflicht in der Bundesrepublik beteiligt ist, so kann diese, seine Haltung, nur mit dem Wunsche, Naive zu verwirren, erklärt werden.

Gerade solch eine Aktion, wie die Auseinandersetzung mit der Wehrpflicht, bedarf als erste Voraussetzung der Erziehung der Bürger zu einem differenzierenden Urteilsvermögen. Behauptet man aber vor Studenten das Gegenteil, so kann daraus nur geschlossen werden, daß diese angepriesene „Wertfreiheit“ nichts anderes ist, als ein ungeschicktes Tarnungsmanöver.

Ein Positives haben solche Veranstaltungen trotz allem, insofern, als sie immer wieder zeigen wie wichtig die politische Bildung neben der Fachschulung an der Universität ist. Es heißt keine Parteilinie treiben, wenn es darum geht, den Studenten jenes politische Urteilsvermögen zu vermitteln, das sie befähigt, Wölfe im Schafspelz, wie sie uns nicht allein vom Kulturbund dargeboten werden, zu durchschauen, das sie befähigt, die mannigfachen Organisationen, die am politischen Leben mitwirken, zum Farbebekennen zu zwingen.

Heiko Körner

Mit Millionen von Wettfreunden  
ständig im Dienste des Sports

 **HESSEN-TOTO**  
IM WEST-SÜD-BLOCK

# Briefe an die Redaktion

## Eure Magnifizienz!

Da ich mich mit der Haltung der Frankfurter Universität nicht einverstanden erklären kann, auf der heutigen Studentenvollversammlung jedoch keine Gelegenheit gegeben wurde, das Wort zu allgemeineren Fragen zu ergreifen, möchte ich Ihnen hiermit meine Stellungnahme übermitteln. Es ist die Äußerung eines einzelnen, der von keiner Organisation getragen wird, der aber glaubt, daß wir alle Unrecht verschulden, wenn wir es stillschweigend gewähren lassen — ohne dabei die Ohnmacht jeglicher Rederei zu vergessen.

Eure Magnifizienz haben auf der heutigen Studentenversammlung erklärt, es müsse alles getan werden, um durch „administrative Maßnahmen“ den geflohenen ungarischen Studenten zu helfen. Diese Äußerung wird sicher allgemeine Zustimmung finden, doch ist dieses Handeln nicht so selbstverständlich, daß sich Worte darüber erübrigen?

Ihre einleitende Frage: „Was können wir tun?“ hat eine Antwort in der beschlossenen Solidaritätssammlung der Frankfurter Studenten gefunden. Doch reicht diese — sicherlich begrüßenswerte — Aktion aus? Hat nicht das geistige Zentrum einer Universität, die Studentenschaft nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, nach einer viel dringlicheren geistigen Antwort zu suchen? Herr Professor Helmut Thielicke wagte in Hamburg die erregende Frage: „Sind wir unserer Freiheit überhaupt noch wert? Wir, die wir Freiheit nur noch konsumieren, nicht aber mehr produzieren?“ — Naturgemäß kann darauf keine allumfassende Antwort gegeben werden, aber dürfen wir die Augen vor dieser Fragestellung verschließen? Wir müssen Rede und Antwort stehen, wenn wir uns nicht selbst verleugnen wollen! Vielleicht ist das Einzige, das wir tun können, daß ein jeder an seinem Ort für eine saubere Haltung eintritt und sich gegen jegliches Unrecht — und sei es noch so klein — wendet. So kläglich sich dieses neben den Leistungen, die von anderen gefordert werden, ausnehmen mag, wie viel verlangt es nicht täglich von uns allen? Wir können den Opfern dieser Wochen nur dadurch gerecht werden, daß wir unsere Freiheit verteidigen, wo immer es not tut!

Gestatten Sie mir bitte, auf die Vorfälle zu sprechen zu kommen, die der Anlaß zu diesem Schreiben sind. Ich bin überzeugt, daß sich Eure Magnifizienz von der Sorge um das Wohl der Universität leiten ließen, als politische Kundgebungen auf Universitätsgelände verboten wurden. Ich zweifle nicht daran, daß im Hausrecht die juristische Grundlage für dieses Vorgehen gegeben ist — aber ich zweifle außerordentlich daran, daß dadurch der Geist gefördert wird, den Eure Magnifizienz heute selbst beschworen haben. Neutralität ist ein geistiges Ausweichen vor der Verantwortlichkeit aller, wenn sie dazu dient, politische Meinungsäußerungen zu unterbinden! Trotz Ihrer ersten Ermahnung zu besonnenem Urteilen — weil wir neutral sind, sind wir zum klaren Urteilen und auch Verurteilen berufen!

Es mag für ein geregeltes Universitätsleben empfehlenswert sein, politische Kundgebungen zu verbieten — der Aufgabe der Studentenschaft, Seismograph geistiger Bewegungen zu sein, wird man damit sicher nicht gerecht! Die 20 000 Studenten Budapests waren die Elite des Aufstandes — bei uns wird den Studierenden untersagt, entschieden gegen das Unrecht Stellung zu nehmen. Wohlgerichtet eine Stellungnahme, die jenseits des kleinlichen Parteiengränzes liegen soll und muß. Wo sollen die Studenten die Stimme erheben, wenn nicht in ihrer Universität?! — Hier interessieren keine Paragraphen. — Das Grundrecht der Redefreiheit wird von ihren Hütern untergraben!

Eure Magnifizienz, ich protestiere hiermit gegen Ihren Erlaß vom 2. 11. 1956, der politische Meinungsäußerungen auf dem Universitätsgelände verbietet, und bitte Sie, diesen zurückzuziehen!

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung!  
Udo Janssen

## Studierende

erhalten die  
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG  
als Abholabonnenten zum monatlichen  
Sonderbezugspreis von DM 2,50

## Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften

FRANKFURT AM MAIN,  
An der Bockenheimer Warte

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN  
FRANKFURT AM MAIN-OBERRAD

## Fragezeichen

Mit allen Kräften versuchten in den Tagen vor dem 26. 11. eine ganze Reihe von Frankfurter Studenten ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen dazu zu bewegen, ihrem demokratischen Rechte an der Wahlurne Genüge zu tun. Auch von den Kathedern herab erscholl manch beschwörender Ruf, und an allen Wänden verkündeten Plakate, daß wieder einmal die schicksalhafte Stunde für unser Studentenparlament gekommen sei.

Wen will es wundern, daß sich tiefste politische Leidenschaft in einigen bis dato harmlosen und friedfertigen Gemütern entzündete. Sie begannen regen Anteil zu nehmen an allem, was zu hören und zu sehen war, und so blieb ihnen ein schwarz-grünes Plakat nicht verborgen, das ihnen überall in der Universität begegnete. Nun war dort unter anderem zu lesen: „Wählt ein freies Parlament“ und da diese Leute, sie waren, wie schon erwähnt, harmlosen und friedfertigen Gemüts, noch nie etwas von Korporationen gehört hatten, so verwunderten sie sich sehr. Auch der „Ring politischer und sozialer Studentengruppen“, der dieses Plakat herausgegeben hatte, war für sie eine mystische Angelegenheit. Hatten sie sich doch nie zuvor mit solchen Dingen wie politischen oder sozialen Fragen abgegeben.

Nun waren diese Leute, wie schon erwähnt, harmlosen und friedfertigen Gemüts, und so sollte man nicht mißverstehen, daß sie niemanden durch aufdringliche Fragen belästigen wollten. Aber sie waren voll Eifer und so ließen sie sich auf weißes Papier viele schwarze Fragezeichen drucken, und dann machten sie sich ans Werk.

Am nächsten Morgen, dem ersten Wahltage, konnten ihre Kommilitonen auf jedem dieser schwarz-grünen Plakate zwei weiße Blättchen mit je einem dicken schwarzen Fragezeichen erblicken, eines hinter dem „freies“ und eines hinter dem „Ring“.

Nun sollte aber die Auskunft, um die die Fragezeichen in so netter Weise baten, nicht an dieser Stelle gegeben werden, und ich möchte unseren Freunden raten, doch einen Angehörigen einer dieser politischen oder sozialen Studentengruppen um die Antwort zu bitten. Er wird sie sicher erhalten. Auch bei den Zusammenkünften dieser Gruppen wird er herzlich willkommen sein.

Nun sollten aber die braven Kollegen, die hier so vorbildlichen Eifer zeigten — man löste sogar die Plakate von den Scheiben und Türen des Studentenhauses, um die Fragezeichen aufzukleben, und befestigte sie dann wieder sorgfältig — doch uns nicht unbekannt bleiben. Vielleicht stellen sie sich uns auf der nächsten Vollversammlung einmal vor.

Photodruck  
preisgünstig für alle  
Drucksachen.  
Dissertationsdruck.

Die Photocopie  
Gesellschaft  
WESTENDSTR. 47, Tel. 775441

Zumindest aber sollten sie, wenn ihre verständliche Scheu vor dem Lichte nicht allzu groß ist, uns an dieser Stelle im DISKUS bestätigen, daß sich die ganze Angelegenheit wirklich so verhalten hat, wie ich sie hier geschildert habe, daß sie also keine ebenso lächerliche wie böswillige Verunstaltung vom Rektor zum Aushang genehmigter Plakate im Sinne hatten. Sie würden sicher mancher Kommilitonin und manchem Kommilitonen und auch mir eine große Freude damit machen. Wir würden manchmal so gerne an Märchen glauben ...  
K. Guderjahn

## „Moralin“

Unter dieser Überschrift glaubt Herr Diplom-Kaufmann Rainer Raabe in Nr. 8 des DISKUS über vermeintliche Zensurmaßnahmen der Deutschen Bibliothek Klage führen zu müssen. Ein in den Lesesaal bestellter Band der Freikörperkultur — Monatschrift „Licht und Schönheit“ war ihm nicht ohne weiteres ausgehändigt worden; bei der Bücherausgabe hatte man ihn gebeten, vorher mit mir zu sprechen. Wäre Herr Raabe dieser Bitte nachgekommen, so hätte er sich sogleich — und nicht erst auf diesem Umwege — davon überzeugen können, daß nichts weniger als „Zensurabsichten“ der Grund zu dieser Behandlung seiner Bestellung waren.

Die Deutsche Bibliothek als das bibliographische Zentrum in der Bundesrepublik hat die Aufgabe, das gesamte deutsche Schrifttum — von der gelehrten Monographie bis zur „Kiosk-Literatur“ — zu sammeln und zu verzeichnen. Ihre Sammlungen stellen also ein umfassendes Archiv des deutschsprachigen Schrifttums dar; wegen dieses Archivcharakters darf die Deutsche Bibliothek ihre Bestände satzungsgemäß nur in den Lesesaal, nicht außer Haus verleihen. Dafür aber steht zur Zeit ein Lesesaal mit knapp 60 Plätzen zur Verfügung, den die Deutsche Bibliothek zudem — als Gast der Stadt der Stadt- und Universitätsbibliothek — mit dieser gemeinsam benutzt. Wir glauben uns der Zustimmung jedes Einsichtigen sicher, daß wir schon aus diesen räumlichen Gründen nicht jedem Ausleihwunsch unbesehen nachkommen können. Wir dürfen es nicht, wollen wir nicht Gefahr laufen, die ernsthaften Lesesaalbenutzer beider Bibliotheken, nicht zuletzt unsere Studenten, durch einen Ansturm von „Auch-Benutzern“, die hier der Lektüre von Illustrierten, Familien- und Modezeitschriften, Magazinen, Groschenromanen und ähnlichem nachgehen möchten, von den wenigen vorhandenen Plätzen verdrängt zu sehen. Wir können also bei Wünschen nach Ausleihe bestimmter Schrifttumsgruppen (zu denen nun einmal auch die von Herrn Raabe bestellte Zeitschrift gehört) gar nicht anders, als vorher zu prüfen, ob ein ernsthaftes sachliches, d. h. wissenschaftliches oder berufliches Anliegen dahinter steht (dem wir natürlich stets durch Bereitstellung auch solcher Bestände Rechnung tragen).

Mit Moralin hat das nicht das mindeste zu tun. Herr Raabe würde sich bei Bestellung eines Modejournals, einer Rätselzeitschrift oder eines Kriminalromans der gleichen Beschränkung gegenüber gesehen haben, einer Beschränkung, die wir uns um aller Benutzer willen auferlegen müssen, für die unsere Bibliotheken — Deutsche Bibliothek und Stadt- und Universitätsbibliothek — ein unentbehrliches Arbeitsinstrument darstellen.  
Prof. Dr. Kurt Köster

## Statt Wissenschaft Gemeinverstand

Bei der Lesung Ihres Artikels im November-DISKUS 1956 über Heinrich Falks Broschüre „Weltanschauung des Bolschewismus... gemeinverständlich dargelegt“ unter der Überschrift „Volksaufklärung und Propaganda?“ fragt sich der erstaunte Leser unwillkürlich: „Nanu? Die Sache kommt mir bekannt vor!“ ... denn was im DISKUS Carl-Christian Kaiser ausführte, das schrieb „M. R. Bonnus“ bereits in der Juli/August-Ausgabe der sogenannten hektographierten „Grauen Blätter“ — „Graue Blät-



Tropfen für Tropfen  
köstlich erfrischend

Mouson Lavendel  
Mit der Postkutsche

ter“ (grau ist der Umschlag), die in jedem Artikel Jagd auf braune Nazis machen, rosa bis rot schillern und hier nun auch „Schwarze“ „beehren“. Der Artikel im DISKUS faßt sich etwas kürzer, aber es läßt sich nicht verbergen, daß wesentliche Partien fast bis ganz wörtlich „inspiert“ sind, die Zitate aus Falk, die Reihenfolge der Zitate sind gleich (siehe Lohengrin: „... nie sollst Du mich befragen, woher ich kam...“).

Zum zweiten fragt man sich, wieso Heinrich Falk denn jetzt alles wissenschaftlich exakt explizieren muß, wo er den Bolschewismus gerade gemeinverständlich darlegen will. Gemeinverständlich bringt nun mal notwendig gewisse Unschärfen mit sich, und sogar Schlagwörter. Eigentlich müßte man sich sogar über die Broschüre freuen — das tun ja auch die 46 000—70 000 Abnehmer der 7. Auflage — denn die Broschüren der Roten Genossen von drüben sind wahrhaftig gemeinverständlich geschrieben. Nur daß diese dabei noch gemeinhin lügen, was man Heinrich Falk nicht nachsagen kann. Heinrich Falk will ja nicht im geringsten die Wissenschaft ausschließen, er macht gar keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, er widerspricht aber auch nicht den Ergebnissen der Wissenschaft. Er will nur an die Massen herankommen, denen die wissenschaftlichen Werke zu schwer, zu teuer und auch zu zeitraubend sind — wie soll er das anders erreichen als auf diese gemeinverständliche Art? Wer weiter vorstoßen will zur Wissenschaft, der verweist er auf der letzten Seite seiner Broschüre auf die entsprechenden Werke.

Zum dritten endlich fragt man sich, warum überhaupt regt sich Herr „C. C. Kaiser“ oder Herr „M. R. Bonnus“ (oder wie sonst der ursprüngliche Verfasser heißt) auf? Sind die Sätze, die Falk über den dialektischen Materialismus, über den Irrweg des Marxismus usw. bringt, etwa falsch? C. C. Kaiser bzw. M. R. Bonnus reden da auch „gemeinverständlich“, ohne wissenschaftlich zu widerlegen. Ebenso haben noch ganz andere Leute als Heinrich Falk behauptet, das Privateigentum sei so alt wie der Mensch selbst und gründe auf dem Naturrecht. Schließlich waren die Lehren von Marx und Engels die ideologische Nahrung für russische Anarchisten und radikale Marxisten, und ob die von den Kommissaren instruierten russischen Truppen in ihrem Verhalten den deutschen Frauen gegenüber keine „Soldateska“ waren — Falk gebraucht diesen von den Herren Kaiser und Bonnus getadelten Ausdruck —, dies mögen die vergewaltigten deutschen Frauen selber entscheiden.

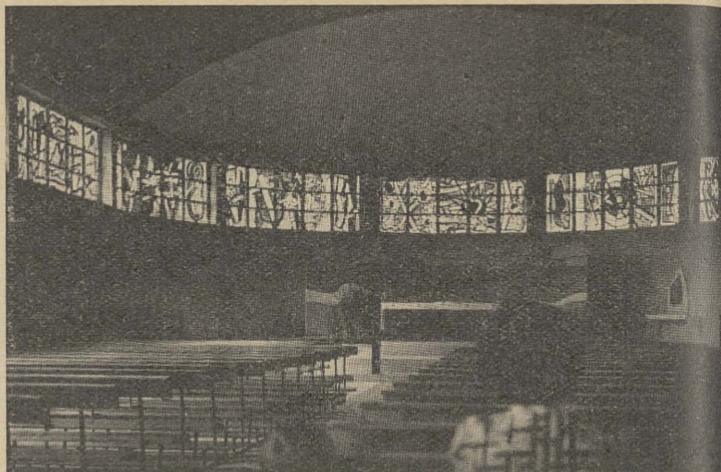
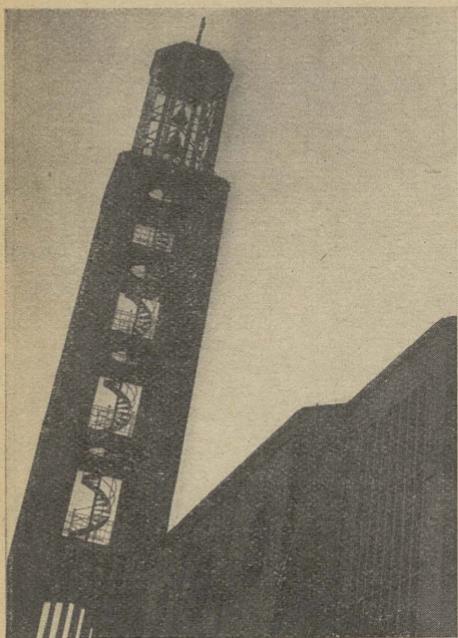
Zum Schluß noch eine Bemerkung: wenn man die angeführten Zitate bei C. C. Kaiser bzw. M. R. Bonnus liest, dann hat man den starken Eindruck, daß sie nicht allzu viel von der 80 Seiten langen Broschüre lasen; denn sie stammen zu 90% aus den ersten zehn Seiten. Vielleicht hätten die Herren doch einmal weiterlesen sollen... Aber dann wäre vielleicht der Artikel in den Grauen Blättern nicht erschienen — und infolgedessen vielleicht auch nicht der im DISKUS... stud. phil. Dieter Weishaar

Der Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen schreibt uns dazu: In Ihrer November-Ausgabe fand ich eine Besprechung der Schrift „Weltanschauung des Bolschewismus“ von Pater Heinrich Falk SJ, in der der Rezensent vermerkt, daß diese Schrift von mir „vorzugsweise an Jugendliche, Jugendgruppen und Arbeitsgemeinschaften“ vertrieben werde.

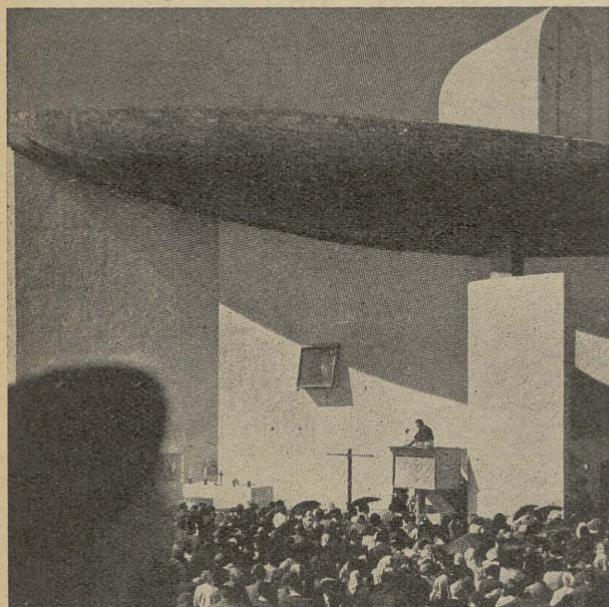
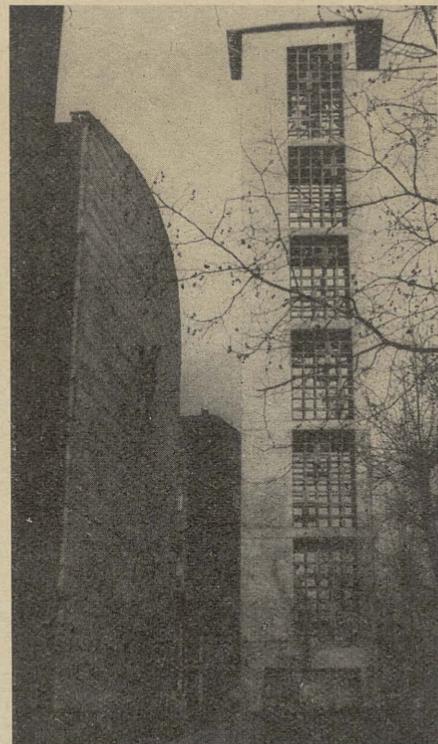
Ich darf dazu bemerken, daß mir Einwände gegen diese Schrift, die übrigens aus freier Initiative von Autor und Verlag entstanden ist, völlig vertraut sind und daß ich daher auch von vornherein darauf Bedacht genommen habe, die Schrift nur dann abzugeben, wenn angenommen werden konnte, daß der Standort des Empfängers mit dem des Verfassers übereinstimmte. Es kann also keine Rede davon sein, daß ich die Schrift „vorzugsweise“ verende; dies ließe sich eher von der allerdings erst in diesem Jahre erschienenen Schrift von Dr. Iring Fetscher „Von Marx zur Sowjetideologie“ sagen, von der demnach auf meine Anregung und mit meiner Unterstützung eine verbesserte und erweiterte Neuauflage zur Verfügung stehen wird.

Die Schrift von Pater Heinrich Falk wird jedoch, wie ich ausdrücklich bemerken darf, nach wie vor täglich angefordert, und zwar keineswegs nur von katholischen Gruppen, und da ich es als meine Aufgabe ansehe, nach Möglichkeit jedem diejenigen Informationsschriften an die Hand zu geben, die er selbst in eigener Erfahrung als brauchbar befunden hat, so werde ich auch weiterhin die Schrift von Pater Heinrich Falk in den gekennzeichneten Grenzen verwenden.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Janstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!



# NEUE KIRCHEN



Fotos:  
Magnum, Zeitschrift für das  
moderne Leben,  
Hanno Reuter

